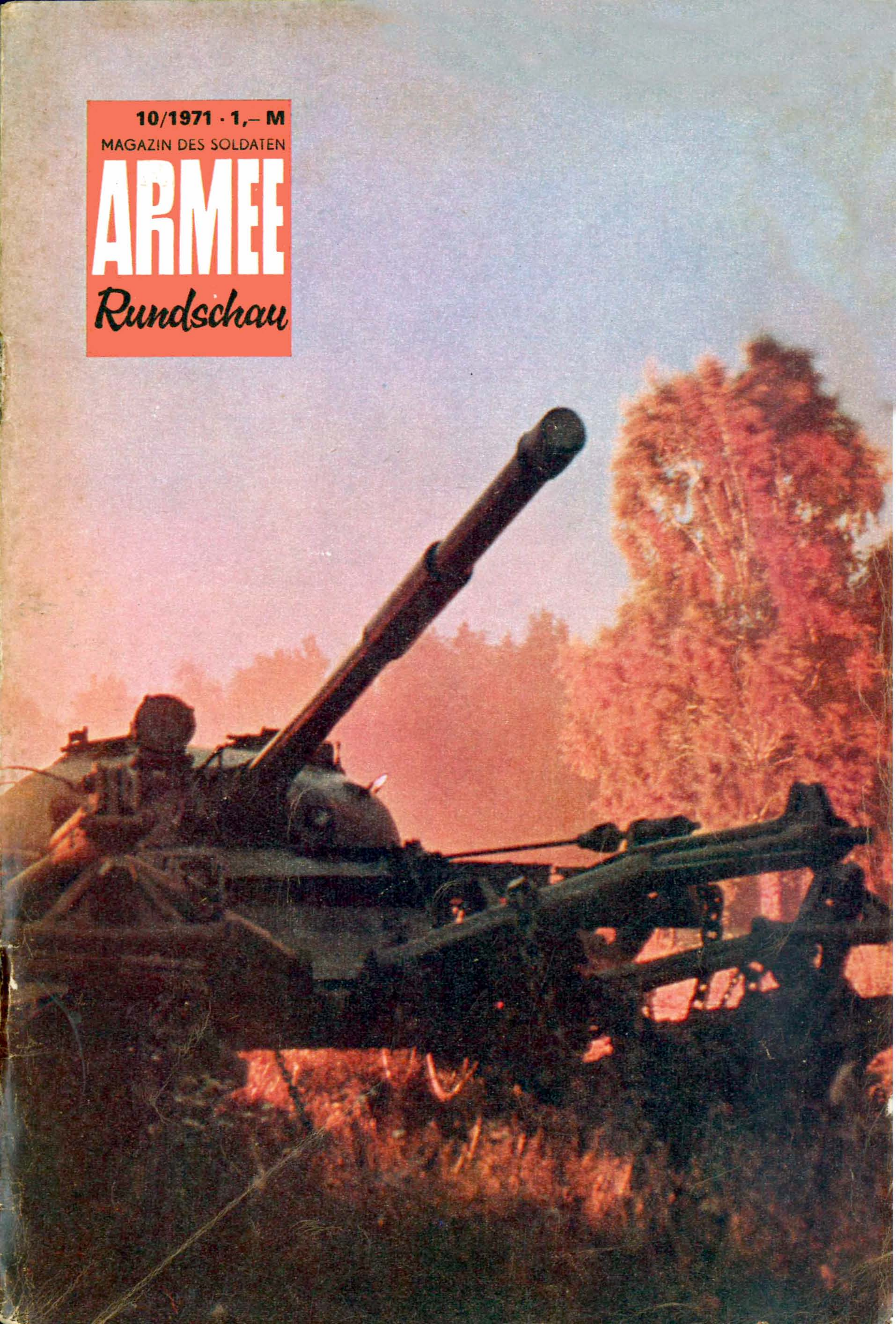
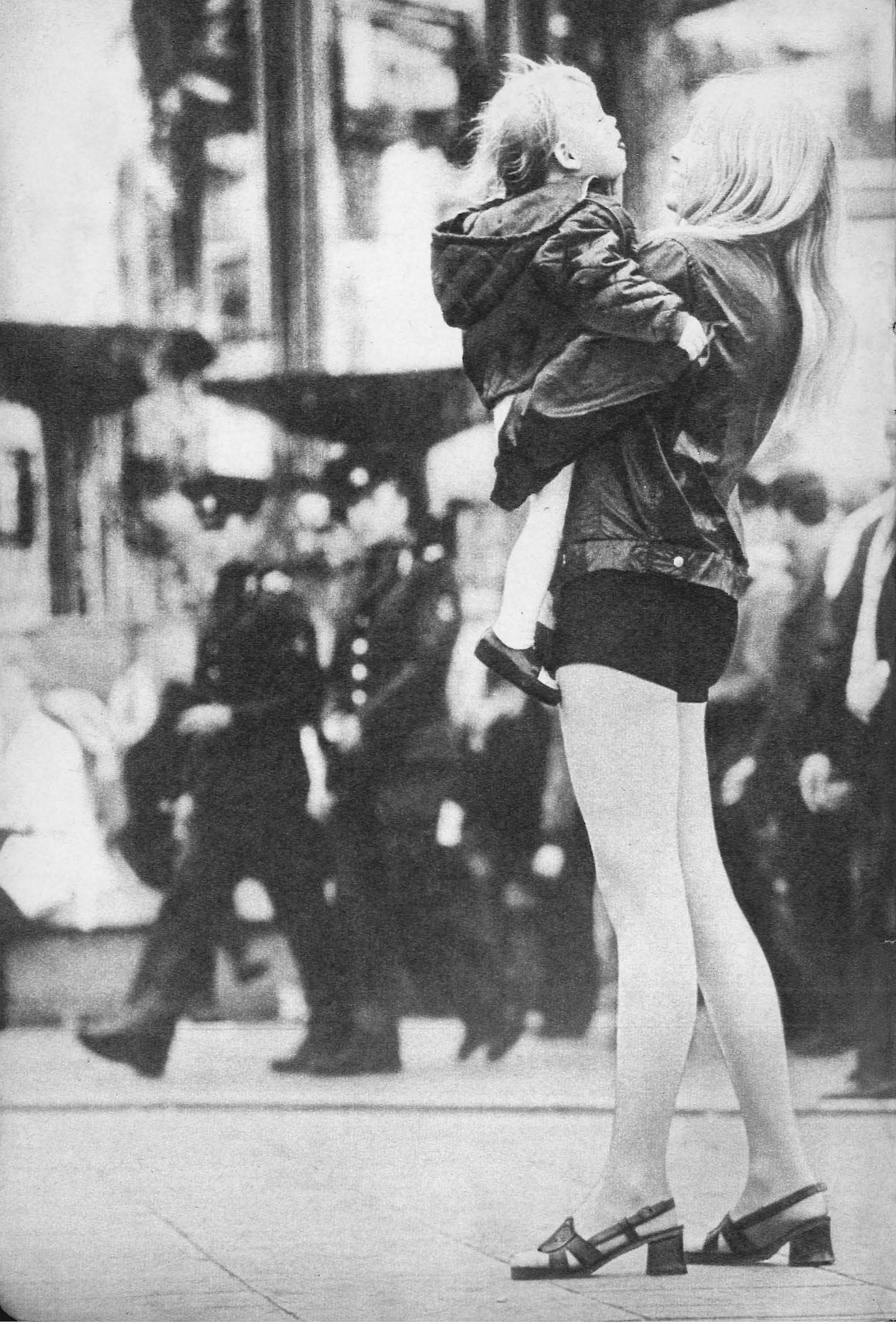

10/1971 · 1,– M
MAGAZIN DES SOLDATEN
ARMEE
Rundschau



Andreas Grieger fragt:
Ich habe gerade eine Fachschule beendet und werde eingezogen. Halten Sie das für ökonomisch und zweckmäßig?

Soldat Kaisel fragt:
Gehört auch eine geregelte Freizeit zur militärischen Ordnung?



Oberstleutnant Dr. Usczeck antwortet:

Wer kann das nicht nachfühlen: Endlich weg von der Schulbank, in den Betrieb, in die Praxis, in die Bewährung. Und dann bringt der Postbote den Einberufungsbefehl. So weit verständlich.
Aber da ist in Ihrem Brief ein Argument: Gerade nach dem VIII. Parteitag wäre ein Ingenieur im Betrieb nützlicher als in der Kaserne. Also: Was ist ein Soldat gegen einen Ingenieur, da es um den wissenschaftlich-technischen Fortschritt geht!
Damit wir uns recht verstehen: Ich unterstelle Ihnen keineswegs intellektuellen Dünkel, ich führe Ihre Gedanken nur logisch weiter. Sie fragen: Warum muß ich als Ingenieur Soldat werden? Warum eigentlich Sie nicht? Wehrdienst zum Schutze des sozialistischen Vaterlandes und unserer brüderlichen Staatengemeinschaft ist gesetzliche und moralische Pflicht jedes Bürgers und sein ehrenvolles Recht. Unsere Verfassung und unsere Gesetze kennen nur gleiche Rechte und gleiche Pflichten für alle Bürger – mögen sie Dreher, Meister oder Ingenieur sein. Da beißt nun mal die Maus keinen Faden ab.
Und wie stehts eigentlich mit Ihren ökonomischen Erwägungen? Sicher, große Aufgaben sind zu bewältigen. Aber der VIII. Parteitag hat keinen Zweifel gelassen: Wir müssen zuverlässig schützen, was wir schaffen. Ökonomie und Politik kann man nicht trennen, und die militärische Kraft und Überlegenheit des Warschauer Vertrages ist Voraussetzung für unser ökonomisches Vorwärtsschreiten. Darum ist auch Ihr Militärdienst geplant, Herr Grieger. In Ihrer Ausbildung wurden drei Jahre Studium und achtzehn Monate Wehrdienst vorgesehen. Dabei spielt es für unsere Wirtschaft im Endeffekt keine Rolle, ob Sie vor oder nach dem Studium Soldat werden. Wer anders rechnet, irrt sich.
Und schließlich: Unsere moderne sozialistische Armee braucht gebildete und qualifizierte Soldaten in verschiedensten Laufbahnen. Unter ihnen auch solche mit abgeschlossener Hoch- oder Fachschulausbildung und gewissen Lebenserfahrungen. Auch Ihr Wissen und Können wird gebraucht, um Kampfkraft und Gefechtsbereitschaft der Armee zu sichern. Der Volksmund sagt, williger Sinn mache leichte Füße. Ich denke mir, daß Sie als Soldat immer an der Spitze Ihres Kollektivs zu finden sein sollten. Auch das ist eine Bewährung.

Ordnung ist das halbe Leben. So sagt man. Für den Soldaten stimmt das nicht. Die militärische Ordnung muß allumfassend sein – vom Wecken bis zum Zapfenstreich und darüber hinaus. Dabei geht es natürlich nicht nur um Sauberkeit, gutes Aussehen und höfliches Grüßen. Vor allem handelt es sich um den reibungslosen Ablauf des militärischen Lebens, um einen straffen Dienst, um eine effektive Ausbildung. Eine so verstandene Ordnung macht Vorgesetzten und Soldaten das Leben sinnvoller und leichter.
Doch nun zur „Fuffzehn". Den Maurern sagte man früher boshaft nach, sie ließen Schlag Feierabend Stein, Kelle und Mörtel vom Gerüst fallen. So kann heute kein klassenbewußter Arbeiter handeln, noch viel weniger ein sozialistischer Soldat. Die Aufgaben des Soldaten sind nicht in der 45-Stunden-Woche mit arbeitsfreiem Wochenende zu bewältigen. Da gibts Nachtausbildung, Wachdienste, Alarme, Übungen und viele andere Überraschungen. Sie ergeben sich aus unserem Auftrag zum Schutz des Sozialismus.
Militärische Ordnung. Zu ihr gehört nicht, daß wegen schlechter Dienstorganisation Ausbildungsaufgaben in die Freizeit verlegt werden. Sie bedeutet nicht, daß die knappe Freizeit des Soldaten willkürlich beschnitten oder unnötig reglementiert wird. Auf Ihre Frage, Genosse Kaisel, gibts nur eine Antwort: Der Dienst des Soldaten wird in erster Linie durch militärische Notwendigkeiten bestimmt. Auch Freizeit ist notwendig, sie wird durch unsere Vorschriften garantiert. Für den Soldaten ist Ordnung eben das ganze Leben.

Ihr Oberstleutnant
Dr. Usczeck

Zweimal im Jahr wiederholt sich überall in unserer Republik das gleiche Bild: Eltern, Geschwister und Brigaden verabschieden ihre Söhne, Brüder und Kollegen zum 18monatigen Wehrdienst in der Nationalen Volksarmee. Es fehlt nicht an guten Wünschen, mancherlei Verhaltensmaßregeln und brauchbaren Hinweisen. Doch was erwartet wirklich die jungen Wehrpflichtigen, wenn sie in die Kaserne einziehen? Wie verkraften sie die Umstellung vom bequemen Zivilleben auf die harten Anforderungen des militärischen Dienstes? Eine Antwort darauf gibt die militärische Grundausbildung, die sie im ersten Monat zu absolvieren haben. Nachstehender Brief gibt einige Aufschlüsse über



Die ersten 4 Wochen

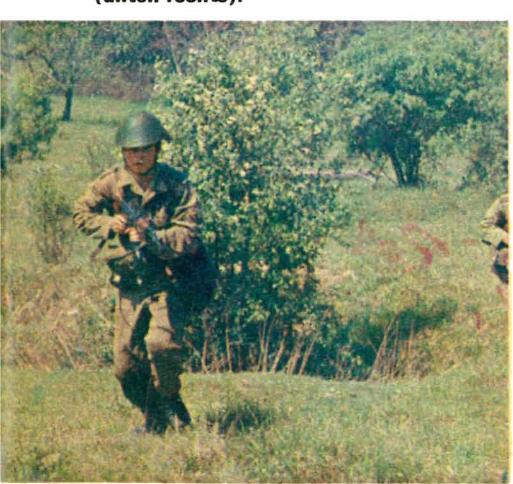


Eine Schützenmulde entsteht. Eng an den Boden gepreßt mit dem Feldspaten zu arbeiten und dabei den Gegner nicht aus den Augen zu lassen, will gelernt sein (links und unten). – Erster Ausmarsch ins Übungsgelände (rechts).





Wie eine Schützenkette aussieht, prägt sich am besten ein durch praktisches Üben. Jeder muß seinen Platz in der Gefechtsordnung genau kennen (unten links). – Auch in unbekanntem Gelände muß man sich orientieren können. Karte, Kompaß und Geländeskizzen sind dazu wichtige Hilfsmittel (unten rechts).





Lieber Bruder Roland!
Wie Du in Deinem letzten Brief schriebst, wirst Du im November zur NVA einberufen. Ich wünsche Dir viel Erfolg dafür und vor allem einen guten Start in das Soldatenleben. Ich habe ja nun das erste Halbjahr bald herum. Und ich kann Dir sagen: Ein Zuckerlecken ist es wahrhaftig nicht, sich auf das militärische Leben umzustellen.
Du hast mir da eine Latte Fragen gestellt, die ich Dir beantworten soll. Es sind alles Fragen, die auch mich bewegten, bevor ich Soldat wurde. Wahrscheinlich geht es allen so, die ihre Einberufung erwarten. Aber tröste Dich, was andere vor Dir geschafft haben, bringst Du auch. Nach den vier Wochen Grundausbildung siehst Du vieles klarer. Mir ist es jedenfalls so ergangen.
Am besten wird es sein, ich schildere Dir mal, was in diesen vier Wochen alles auf Dich zukommt. Du wirst zwar Panzersoldat und ich bin Flakartillerist,









Beim Marschieren klappt nicht alles auf Anhieb. Nach vier Wochen Lehrzeit jedoch sieht es schon anders aus (ganz oben). – Trefferaufnahme. Trotz einiger „Fahrkarten" – die meisten Genossen erfüllen die Aufgabe. Mancher erfährt hier erst, wie gut er eigentlich schießen kann (links). – Ordnung ist das ganze Leben. Zu Hause machte Mutter das Bett, aber hier ... (daneben). – Die Stunden im Batterieklub sind in den ersten vier Wochen rar. Doch für eine Partie Schach, einen zünftigen Skat und einen Brief an die Eltern findet sich schon Zeit (rechts). – Erster Besuch im „Regiment nebenan". Wo die Sprachkenntnisse nicht ausreichen, müssen die Hände herhalten. Freundschaft kennt keine Grenzen (rechts oben). – Künftige Flakartilleristen lernen das Geschütz kennen, das sie später bedienen sollen. Der Unteroffizier erklärt ihnen, was die Kanoniere alles zu tun haben (rechts unten). – Die Sturmbahn – ein Gefechtsfeld im Kleinformat. Hat man sie noch vor sich, flößt sie einem Respekt ein. Hat man sie jedoch überwunden und noch dazu in der Normzeit, dann verliert sie ihr achtungsgebietendes Wesen und man kann berechtigt stolz darauf sein, was man zu leisten vermag (rechts außen).

aber die Grundausbildung ist ja überall fast gleich. Sie heißt nicht umsonst so. Hier lernst Du alles, was Du als Soldat brauchen wirst. Angefangen bei Deinen Rechten und Pflichten, über die gesellschaftliche Stellung eines Soldaten der NVA sowie die Notwendigkeit von Disziplin und Ordnung bis hin zur Anwendung der Waffe, des Feldspatens oder der Schutzmaske – eben alle Grundkenntnisse, Fähigkeiten und Fertigkeiten, die bei der Armee gebraucht werden. Die beigefügten Fotos hat übrigens ein Bildreporter der „Armee-Rundschau" gemacht, der im Mai bei uns war. Du kennst ja das Soldatenmagazin. Ich habe es hier abonniert.

Mir ist die Umstellung nicht leicht gefallen. Frühsport, Betten- und Spindbau, Stuben- und Reviereinigen, zum Essen marschieren – daran muß man sich erst gewöhnen. Anfangs ging es fast nur im Laufschritt. Aber mit etwas gutem Willen und vor allem mit der Einsicht in die Notwendigkeit schafft man das. Mit der Zeit geht einem der geregelte Tagesablauf in Fleisch und Blut über.

Großes Hallo gab es an den ersten Tagen. Einige waren mit langen Mähnen gekommen und mußten zum Friseur. Wir erkannten sie kaum wieder, so viele Haare mußten sie lassen. Ein ordentlicher Haarschnitt gehört nun einmal zur Uniform.

Du fragst nach einigen Normen. Natürlich kann ich Dir keine Gefechtsnormen mitteilen, das wird Dir einleuchten. Aber hier mal eine kleine Tabelle über den Achtertest, bei dem Kraft und Ausdauer geprüft werden:

Klimmziehen	5 ×	(6)
60-m-Lauf	9,0 s	(9,5)
Handgranatenweitzielwurf	30 m	(31)
200-m-Sturmbahn	1:35 min	(1:20)
Liegestützbeugen	20 ×	(25)
Schlußstrecksprünge	25 ×	(34)
Klettern am 5-m-Seil	20 s	(22,4)
1000-m-Lauf	3:50 min	(3:40)

Diese Zahlen gelten für die Note Vier, d. h. Bedingung erfüllt. Die Zahlen in Klammern sind meine „Glanzleistungen" von damals. Bis auf Klettern und 60-m-Lauf habe ich alle Normen geschafft. Einige von uns, die vorher wenig Sport getrieben hatten, hingen ganz schön durch. Auch mir pfiff manchmal die Lunge, weil alles hintereinanderweg gemacht wird. Aber inzwischen habe ich mich schon verbessert. Sonst hätte ich ja das Sportabzeichen in Bronze nicht geschafft. Man muß sich mächtig steigern, um auf die Zwei oder gar auf die Eins zu kommen.

In der zweiten Woche hatten wir in der Stube eine heftige Debatte. Der Zugführer hatte in der Politschulung davon gesprochen, daß wir als sozialistische Soldaten besser auf einen Krieg vorbereitet sein müssen als die imperialistischen Söldner. Da war was los, kann ich Dir sagen. „Aber wir wollen doch keinen Krieg!", meinten zwei. „Trotzdem brau-









Augen schließen, Atem anhalten und Schutzmaske überstreifen. Das eigene Leben schützen und die Kampffähigkeit erhalten, das ist der Zweck dieser Übung (rechts). – In der militärischen Körperertüchtigung geht es hauptsächlich darum, daß die Soldaten Kraft, Geschicklichkeit und Ausdauer erwerben, damit sie den hohen physischen Belastungen des modernen bewaffneten Kampfes gewachsen sind (unten).





chen wir eine starke Armee, um unsere Republik zu schützen", hielten wir anderen dagegen. Die Meinungen prallten hart aufeinander, wir wurden uns lange nicht einig. Zum Glück kam der Gruppenführer dazu, der den Streit klärte. Um den Imperialisten die Lust zu nehmen, uns anzugreifen, müssen wir stärker sein als sie, erklärte er. Mit schönen Worten allein ist da nichts getan. Dazu ist es notwendig, daß wir schneller sind, besser ausgerüstet und ausgebildet als der Gegner. Deshalb auch der Kampf um Sekunden bei der Herstellung der Gefechtsbereitschaft. Es ist eben notwendig, daß man weiß, wofür man Soldat ist. Und der Sozialismus ist ja wirklich die gerechteste Sache der Welt, für die wir die Waffen tragen.

Mein damaliger Gruppenführer ist übrigens jetzt mein Geschützführer. Bergmann von Beruf, jetzt Unterfeldwebel. Er ist uns wirklich Vorbild, das kann ich mit ruhigem Gewissen sagen. Was er von uns verlangt, macht er selbst vor. Natürlich wird er auch mal laut, wenn jemand trödelt oder querschießt. Aber wer seine Arbeit macht, kommt prima mit ihm aus. Er kam damals fast täglich in unsere Stube und sprach mit uns über alles Mögliche. Auf ihn kann man sich verlassen.

Bei der Grundausbildung machten wir z. B. einen 20-km-Fußmarsch. Weißt Du, lieber Roland, was das heißt? Mit voller Ausrüstung und so? Wir waren hinterher ganz schön knille. Auch ich konnte auf den letzten fünf km nicht mehr, die neuen Stiefel drückten, und ich hatte Blasen groß wie Hühnereier. Und was soll ich Dir sagen? Unser Unterfeldwebel nahm mir die MPi ab und trug sie bis nach Hause. Seitdem lasse ich nichts auf ihn kommen.

Kannst Du Dich entsinnen, wie heiß es im letzten Mai war? Da waren wir eines Sonntags zum Schießen. Es war das Gewöhnungsschießen, damit wir mit dem Knall der MPi vertraut wurden. Mir war zunächst erwas bange, ob ich überhaupt die Scheibe treffen würde. Noch nie so ein Ding in der Hand gehabt. Die pralle Sonne auf dem Rükken, unterm Stahlhelm strömte der Schweiß hervor. Kimme und Korn glitzerten bei dem grellen Licht. Du wirst es kaum glauben, aber ich schoß mit 5 Schuß 35 Ringe. Ich war selbst ganz verdattert, als ich die Treffer auf der Scheibe sah. Das hatte ich mir selbst nicht zugetraut. Vor der MPi brauchst Du also kein bißchen Angst zu haben, die Kalaschnikow schießt prima.

Aber das Schönste kommt jetzt erst. Müde von der sengenden Hitze, der wir den ganzen Tag ausgesetzt waren, sanken wir abends ins Bett. Schon kurz vor Mitternacht heulte plötzlich die Sirene durchs Gebäude. Alarm! Wir rückten aus zu einer ganztägigen Übung, die Ihr sicher auch machen werdet. Wir schimpften wie die Rohrspatzen, Schikane, Schinderei und so. Doch es half nichts. Es mußte schnell gehen. Für Gespräche war keine Zeit. Nach 20 Minuten stand unser Zug, und ab ging's. Am Montagabend war alle Aufregung von der Nacht zuvor vergessen. Wir waren zu müde. Aber da sieht man erst mal, was man alles so aushalten kann. Du wirst ja selbst noch spüren, daß auch Deine Leistungsgrenze höher liegt, als Du selbst glaubst.

Hinter diese Erkenntnis bin ich gekommen, als ich zum erstenmal den 5 m hohen Balancierbalken überwinden sollte. Mir kribbelte es in der Magengegend, als ich oben auf der Plattform stand und tief hinunter sah. Manche hatten sich gar nicht erst hochgetraut. Da sah ich aber, wie einige leichtfüßig und unbekümmert über den Balken gingen, als liefen sie zu ebener Erde. Was die können, mußt du auch bringen, sagte ich mir. Ich wollte mir doch keine Blöße geben. Dieser innere Antrieb gab mir den Mut, es zu wagen. Und siehe da, es klappte. Man muß sich also selbst bezwingen, wenn man zu höheren Leistungen gelangen will.

Noch ein Wort zu Deiner Frage nach der Freizeit. Sie ist tatsächlich eng bemessen, das stimmt. Bei uns war nach 17 Uhr gewöhnlich Dienstschluß, anschließend fanden noch Zirkel statt, Freizeitsport oder FDJ-Versammlungen. Nach 19 Uhr war aber meistens Ruhe im Bau. Ich war immer froh, wenn ich mich hinlegen konnte. Den ganzen Tag hart gefordert werden und auf den Beinen sein, das geht in die Knochen. Aber die Kaserne ist schließlich kein Sanatorium.

Das soll es für heute gewesen sein, mein lieber Roland. Einen so langen Brief habe ich bisher noch nie geschrieben. Aber was tut man nicht alles für seinen kleinen Bruder. Bald wirst Du ja eigene Erfahrungen sammeln können. Halte also die Ohren steif und schreibe mir mal, sobald Du Zeit findest.

Es grüßt Dich herzlich

Dein Bruder Wolfgang



Hauptmann Jog wandte alle Kraft auf, um sich aus dem Wasser herauszustoßen. Er ruderte unablässig mit den Armen. Die Hände wurden ihm schwer, dann schienen sie leblos, wie in einer kalten Gelatine eingefroren. Jog ließ sich erschöpft zurücksinken, der gläserne Brei hielt ihn in der Schwebe. Sofort war auch der Schmerz weg. In der zitternden Gelatine umspiegelten ihn verzerrte Fischköpfe. Sie bewegten ihre Mäuler, rissen sie auf, als wollten sie gähnen, und spuckten jedes Mal die vorderen Zähne aus. Die Zähne waren aufgespalten oder angefault. Sie kamen auf ihn zu. Jog krümmte sich zusammen. Es ging. Aber sofort war der Schmerz wieder da, riß ihm im Gesicht. Er glaubte, sein Schädel würde in der Gelatine zersprengen. Da erwachte er, und ohne Übergang fand er in die Wirklichkeit. Nur der Schmerz war geblieben. Nicht mehr so stark. Er wunderte sich einen Augenblick, warum es schon so hell war draußen. Zahnschmerzen stellen sich gewöhnlich in der Nacht ein, nicht erst, wenn das Licht vom Fenster den Lampenschein überblendet. Jog setzte sich auf. Die Pritsche fühlte sich heiß an. Er tastete mit der Hand seinen Kiefer ab und drückte seinen Zeigefinger auf jeden Quadratzentimeter. Der Herd ließ sich nicht ausmachen. Auf dem Schreibtisch lagen mehrere engbeschriebene Papierbogen. Stichwörter, und einige waren unterstrichen. Jog hatte einen Bericht zu geben. Die Parteiversammlung war um zehn Uhr morgens angesetzt. Von der Division sollte jemand kommen. Jog hatte sich geärgert, schon am vergangenen Abend, als er mit dem Kugelschreiber nicht über den ersten Satz hinauskam. Er hätte auch jederzeit einen anderen Grund gefunden, um sich zu ärgern. Die Zeit fraß ihn so auf, daß er sie schon alle durcheinander brachte, die Gründe. Die Arbeit mit dem Menschen. Darüber konnte ein von der Zeit Gehetzter nur Fragmente zu Papier bringen. Im Mittelpunkt steht der Mensch, aber im Vordergrund die Technik. Jog lächelte gequält. Er tastete wieder die Backe ab. Der kranke Zahn hatte seine Unbotmäßigkeit schon lange vor diesem Morgen angekündigt. Aber Jog hatte ihn nicht weiter beachtet. Der Schmerz war immer wieder abgeklungen. Aber heute morgen war er hartnäckig und überwucherte Jogs neuen Tag. Jog setzte sich auf die Pritsche zurück und versuchte, sich die Stiefel anzuziehen, ohne dabei den Kopf zu bücken. Da klingelte das Telefon. Jog nahm den Telefonhörer ab. Es war sechs Uhr fünfzehn. Er stieß ein Glasröhrchen um. Zwei Tabletten rollten über die Tischplatte und kippten mit der Breitseite auf die Stichworte. Der Hörer war kalt am Ohr. Jog stand genau im Durchzug. Die Tür ließ zum Fußboden auch einen Spalt offen.

„Genosse Hauptmann, Genosse Drews ist plötzlich krank geworden. Dafür soll Genosse Knoblich aufziehen, aber er ist noch nicht vom Ausgang zurück."

„Warum nicht? . . . äh . . . Haben Sie, ich meine, er ist also nicht da?"

„Er ist vom Ausgang nicht zurückgekehrt."

„Ja, ja. Ich hab' verstanden."

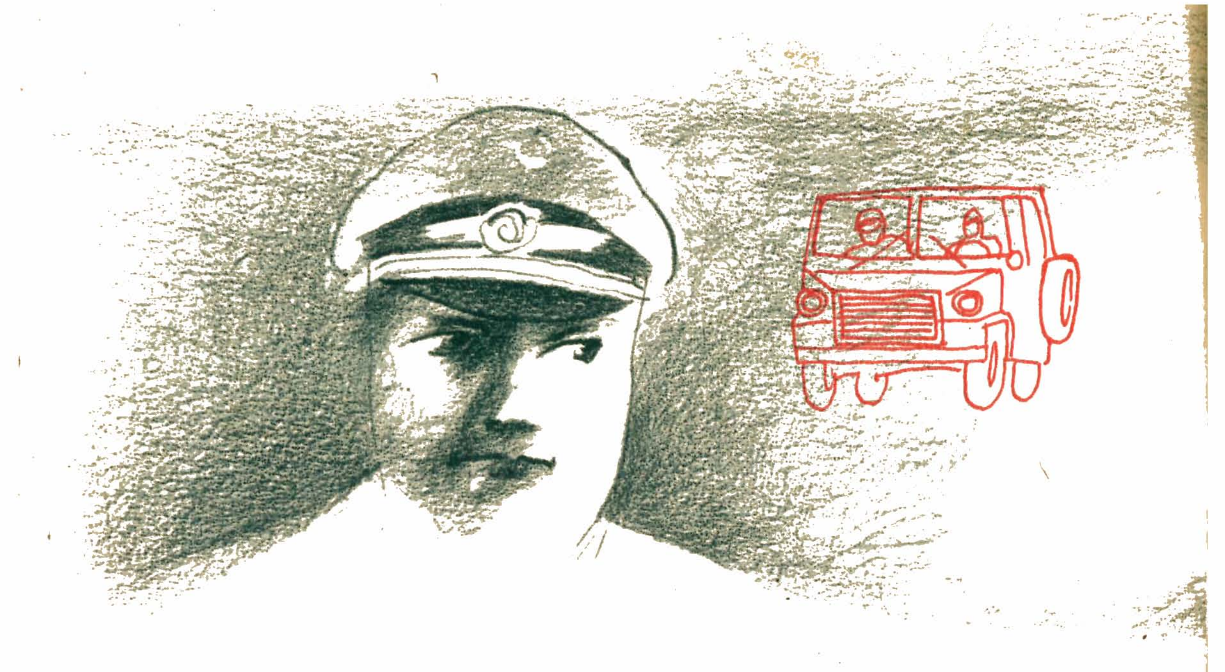
Er legte auf und begriff erst später, was man ihm gemeldet hatte. Er schlug sich roh an die Backe. Der Schmerz kroch zurück. Hauptmann Jog ging zum Fenster. Um zehn Uhr sollte der Flugdienst beginnen. Über den Platz dampften Nebelschwaden. Die Sicht ist mies, stellte Jog fest, vielleicht fünfhundert Meter oder noch weniger. Wenn der Nebel bleibt, bis Knoblich kommt, dann wär's schon gut. Der Schmerz kehrte zurück. Er nahm eine Tablette. Er wußte, daß sie hier wirkungslos waren, aber vielleicht halfen sie doch? Als er wieder ans Fenster kam, später dann, da war der Nebel ganz schön aufgerissen, und überall blitzte klarer Himmel durch. Hauptmann Jog wurde unruhig. Er zog sich jetzt die Jacke an. Die Klingel vom Telefon schrillte. Jog zog den Hörer hoch.

„Gefreiter Paschke. Genosse Hauptmann, was sollen wir machen? Knoblich ist nicht aufgezogen. Der Flugleiter will wissen, wer den Dispatcher macht. Wir haben immer noch keinen Ausweichflugplatz . . ."

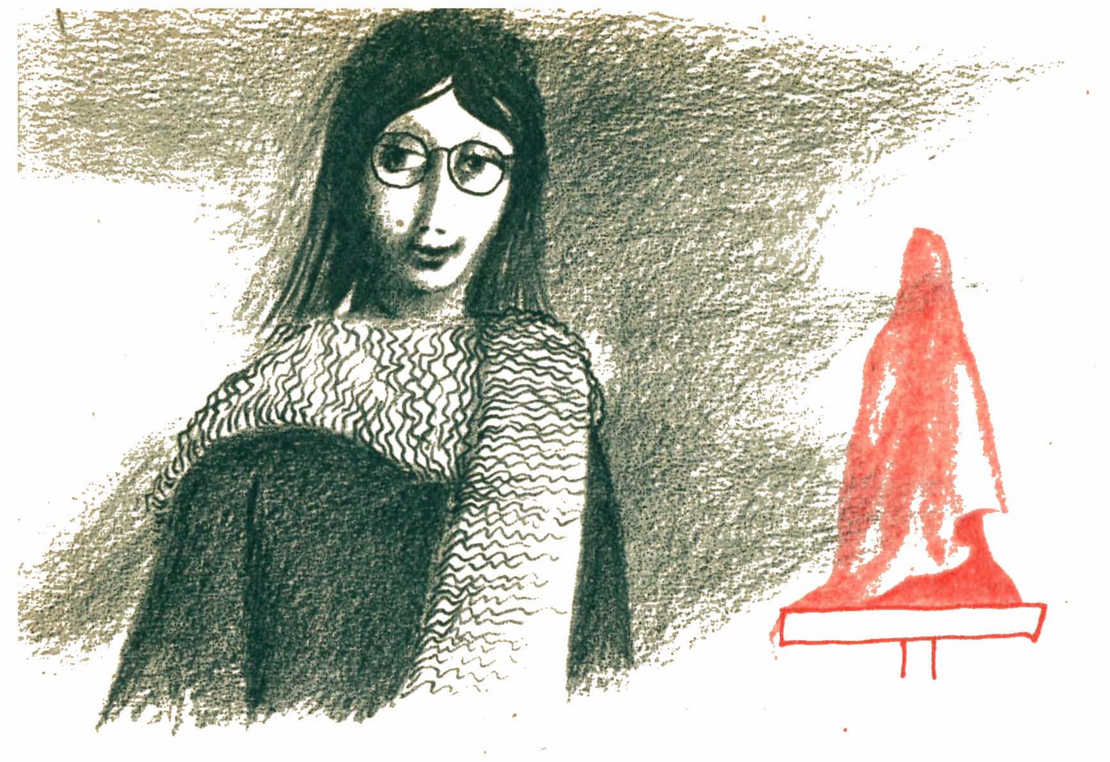
„Vorerst haben wir Nebel am Platz. Sie übernehmen, bis Genosse Knoblich am Punkt eingetroffen ist."

„Aber, Genosse Hauptmann, ich blicke in dieser Funktion nicht durch." Jog legte auf. Er stieß das Fenster auf und griff sich eine Handvoll Schnee vom Fensterbrett. Der Schnee vereiste die Haut. Die rechte Wange unterkühlte sich. Aber der Schmerz ließ sich nicht vollständig einkreisen. Dann rötete sich die Haut. Die Kälte zog sich zurück, und sein Gesicht fing an zu brennen. Der Nebel war noch dünner geworden.

Ein starkes Klopfen an der Tür. „Ja", stöhnte Jog. Leutnant Qualles trat ein, vorsichtig. Die Tür zog er leise hinter sich zu.
„Ich wollte dir nur sagen, daß wir die Versammlung verschoben haben. Nach dem Flugdienst. Wir schaffen es nicht vorher. Es werden mehrere Abfangen in großen Höhen geflogen. Und das Wetter da oben ist nicht ermunternd."
„Hier unten auch nicht."
„Nein, ganz bestimmt nicht."
Qualles verdeckte das Fenster.
„Knoblich ist immer noch nicht zurück."
Jog fuhr sich mit der Hand ins Gesicht. Er hatte plötzlich das Gefühl, als würde man ihm einen Keil in den Kiefer treiben.
„Ich mach drei Kreuze, wenn er entlassen wird", sagte Qualles.
„Bei Flugdienst bist du aber ganz froh, wenn er auf dem Dispatcherpunkt sitzt."
„Als Dispatcher ist er gut. Vielleicht der beste, den wir jemals hatten. Aber als Soldat!? Ja, wenn er gleich von Anfang an bei uns gewesen wäre, aber so, als Zuversetzter..."
„Du kannst ihn nicht zerschneiden und dir die Hälfte nehmen, die du gebrauchen kannst."
„Nein, der ist eben so. Du kommst nicht 'ran an ihn. Hast auch keine Zeit dazu, den Wurm zu suchen. Er verdirbt die ganze Truppe. Also, im Frühjahr, ich sage dir, drei Kreuze mach' ich."
Jog wurde ärgerlich. Das nahm ihm für einen Augenblick die Schmerzen ab. Er ließ die Fingergelenke auf der Stuhllehne knacken. „Du redest ganz krumm, Qualles. Ganz krumm. Du weißt genau, daß wir keinen Mann haben, den wir an seinen Platz stellen können. Ja, wir können schon! Aber was kommt dabei heraus?! Nimm den Paschke. Wenn der zwei Meldungen auf einmal in der Anlage hat, also da schwimmt der hoffnungslos weg und schmeißt uns den ganzen Flugdienst. Und der gibt sich Mühe, verteufelt noch mal, aber er kann einfach nicht. Dagegen mach was. Vielleicht, wenn man mit ihm acht Tage büffelt, dann vielleicht. Ich kann es nicht... dafür schenkt mir keiner die Zeit..." Jog wand sich in den schweren Mantel und zog die Mütze aus dem Spind. Die rasche Bewegung trieb ihn wieder in den Schmerz hinein. Er schloß verkrampft den Mund. Dann riß er die Tür auf. „Wo willst du hin?" fragte Qualles überrascht.
„Ich schaff den Knoblich herbei. Werde ihn schon finden", zischte Hauptmann Jog durch die Zähne.
„Aber, das ist doch nicht deine Aufgabe", wandte Qualles ein, „in einer Stunde starten die ersten Maschinen."
„Gerade deshalb. Es ist sein dritter Fakt jetzt. Wenn ich ihn nicht hier reinhole, verschwindet er für uns im Bau."
„Und was dann? Danach, meine ich."
„Danach, danach!" Jog stand in der Tür. „Wenn sich der Nebel verzogen hat, sitzt Knoblich auf dem Dispatcherpunkt. Verlaß dich darauf!" Er stampfte über den Flur, ohne sich noch einmal umzudrehen. Der UvD sprang auf. „Meinen Wagen!" polterte Jog. Der Wagen war ausgekühlt, und Jog kroch in seinen Mantel hinein, daß die Mütze auf dem Kragen zu stehen kam. Der Motor stotterte und spuckte dicke Qualmwolken aus. An der Torwache wurden sie aufgehalten.
„In der Wache ist Besuch für Gefreiten Knoblich, Genosse Hauptmann. Ein Mädchen", sagte der Posten. „Na und?" entgegnete Jog verständnislos.
„Was sollen wir mit dem Mädchen machen? So früh am Morgen?" wandte der Soldat vorsichtig ein.
„Schicken Sie die Dame 'raus. Wir bringen sie zum Bahnhof!"
Der Soldat verschwand in dem Häuschen.
„Aber ein bißchen fix. Wir haben keine Zeit", rief Jog ihm nach. Er verkrampfte die Hand, bis sie stärker schmerzte als seine rechte Zahnreihe.
Das Mädchen hatte große runde Augen und trug eine Nickelbrille, wie sie Jogs Großmutter immer aufsetzte, wenn sie in dem vergilbten Ganghofer „Die Trutze von Trutzberg" las. Das Haar fiel auf einen langen Mantel, der um die Schnürstiefel strich. Und ein Schal hing ihr über der Schulter, der berührte vorn und hinten fast den Boden. Das Mädchen schwebte heran, und der Soldat blieb in ihrem Schatten zurück.
„Was ist passiert? Warum wollen Sie mich zum Bahnhof bringen?"
Sie blickte Jog rund und dunkel an.
„Steigen Sie erst einmal ein, und versuchen Sie, Ihren Stoffballen hier reinzuzwängen", entgegnete Jog ohne jede Einfühlung.
Sie gehorchte, und der Fahrer ließ den Wagen durchs Tor springen. Jog schloß sein rechtes Auge. Es tränte.
„Herr..."
„Jog. Jog wie Jod mit g."
„Herr... Jog, wollen Sie mir das nicht erklären?"
Ihre langen, schmalen Hände lagen bewegungslos ineinander. Ihre Augen lauerten nicht, waren nicht böse und blickten nicht ängstlich. Sie ruhten aufmerksam und ohne Hinterhalt auf Jog, wie auf einem normalen Menschen, von dem man nicht weiß, daß er anormale Zahnschmerzen hatte.
„Sind Sie verwandt?" fragte Jog kurz angebunden.
„Mit wem?" Sie griff an den Haltegurt. Der Wagen schleuderte in eine Kurve und drehte sich mit Vollgas wieder heraus.
„Genossen Knoblich." Jog hob kaum die Lippen auseinander.
„Wir sind verlobt. Ohne Ring."
„Ist modern, was?"
Jetzt sah sie ihn mitleidig an.
Er wandte sich ab. Der Fahrer drehte am Rückspiegel. Jetzt hatte er sie eingefangen. Die schmale Nase und die vollen weichen Lippen. Er gab noch mehr Gas.



Jog befummelte mit der Zunge seine Zähne. Sie fühlten sich alle gleich an.
„Ihr Verlobter ist ausgerissen", sagte er, „einfach abgehauen. Gestern im Ausgang. Heute morgen nicht zurückgekommen."
„Die ganze Nacht hatte er Ausgang?"
Jog lachte gequält. „Ihre Sorgen möchte ich haben! Die ganze Nacht, sagte ich. Jawohl! Gute dreizehn Stunden bis jetzt." Er sah auf die Uhr, dann durchs Fenster auf den Himmel, der allmählich seine Wolken anhob und den Nebel verschluckte. Jog nahm sich zusammen. Er blickte milde in die schönen Augen hinter der Nickelbrille. „Ihr Verlobter, ohne Ring meine ich, ist ja nicht so einer. Nein, nein, ganz bestimmt nicht."
„Das war ganz unnötig eben", sagte sie. Sie sah nach vorn auf die Straße, die unter die Kühlerhaube rutschte.
Jog blickte wieder auf die Uhr und vergaß für eine Minute Nervtöten und Kieferaufmeißeln.
Hinter der Brücke war die Straße überfroren, und der Fahrer schaltete den Allradantrieb ein. Der Wagen schlenkerte über die dünne Eisschicht und fing sich dann wieder auf der stumpfen Fahrbahn, die an der Industriebahn entlang in die Stadt hineinführte.
Das Mädchen fand die Sprache wieder. Es schien, als hätte sie lange und angestrengt nachgedacht. Aber Jog konnte sich auch täuschen. Er hatte sie nur einmal flüchtig beobachtet. Sie war abweisend, und das war gut so. Er wollte sie so rasch wie möglich zum Bahnhof bringen. Weg von hier.
Sie griff dem Fahrer an die Schulter.
„Halten Sie an", sagte sie, „ich möchte aussteigen!" Der Fahrer reagierte nicht. Anweisungen gab hier der Hauptmann.
„Ich bringe Sie zum Bahnhof". sagte Jog, „wir müssen auch dahin." Der Wagen rutschte weiter.
„Ich werde hierbleiben, bis er zurückkommt", sagte das Mädchen mit Nachdruck.
„Kommen Sie ein andermal wieder. Sie werden ihn jetzt nicht sobald zu sehen kriegen."
Job ärgerte sich schon, daß er sie nicht im Besucherzimmer sitzengelassen hatte. Er hatte genug mit seinen Schmerzen zu schaffen und mit Knoblich. Die Zeit, die ihm noch bis zum Flugdienst verblieb, schrumpfte zusehends.
„Ich bleibe!" Jog antwortete nicht.
„Wissen Sie, Fräulein", sprach er dann in einem Ton, als wollte er seine Tochter von der Milchbar abdrängen, „wir haben keine Zeit, überhaupt keine Zeit. Für Sie habe ich keine Sekunde frei."
„Aber so viel, um mich zum Bahnhof zu bringen."
„Ich bringe Sie hin und hole Ihren Verlobten ohne Ring dort ab."
„Warum sollte er am Bahnhof sein."
„Er ist dort."
Der Fahrer stoppte den Wagen vor der Bahnhofshalle. Jog sprang heraus. Er staunte, wie schnell das Mädchen ihren Stoffballen aus dem Wagen zog. Sie lief neben ihm. Er steuerte sofort auf die Bahnhofswirtschaft zu.
„Da ist er nicht drin", sagte sie und blieb in der Halle zurück. Wenig später stieß Jog die Tür wieder auf. Sie lächelte überlegen und folgte ihm zum Wagen.



„Was wollen Sie noch? Haben Sie Ihre Tasche vergessen?" – „Ich komme mit!"
Jog schwieg. Es war zwecklos.
„Zur Sportklause!" befahl er.
Der Wagen schnellte vor und rollte dann die Magistrale hinunter. Die Sportklause hatte gerade geöffnet. Knoblich war nicht da. Jog strich sich über die Backe. Er war ratlos.
„Es ist unsinnig, einen Menschen zu suchen, wenn man seine Spur nicht kennt", sagte das Mädchen, „Konrad verschlägt sich die Nacht nicht in einer Kneipe."
„Dann wage ich in Ihrer Anwesenheit nicht zu erwägen, wo er dann sein könnte", flüsterte Jog vor sich her. Er hätte Knoblich gern aus einer Kneipe geholt. Das wäre ein klares Bild gewesen. Hätte keinem wehgetan, und sie hätte es sich auch ansehen können, ohne feuchte Augen zu bekommen.
„Warum sind Sie eigentlich hergekommen?" fragte Jog. Das Mädchen warf die Haare über die Schulter und rückte an ihrer Nickelbrille.
„Weil ich Sie sehen wollte!"
„Mich?" „Ja."
Jog starrte sie fassungslos an. Der Schmerz war für einen Augenblick vergessen. Das Mädchen schloß die Hände ineinander. Die Knöchel färbten sich weiß.
„Ich wollte den Mann sehen, der sich mit Konrads Abziehbild zufrieden gibt und ihn in seinen Allüren gewähren läßt."
Jog faßte sich. Der Schmerz schützte ihn noch vor einem Gefühlsausbruch.
„Wie meinen Sie das?" fragte er gleichgültig.
„Konrad hat sich verkrochen. Sie werden ihn nicht finden. Weil Sie nur ein Stück von ihm suchen und nicht mal sein bestes. Sie spüren ihm nach, wie man einen Knopf sucht, den man überhaupt nicht bemerkt, solange er den Mantel zuhält. Ist er abgesprungen, dann wird's Ihnen unbehaglich. Sie suchen ihn und haben dabei nicht die geringste Vorstellung von seinen Hobbies und Freizeitbeschäftigungen!"
Sie war erregt und hielt sich damit nicht mehr zurück.
„Sie sind Studentin und haben viel Zeit. Stimmts?"
Sie sagte nicht ja und nicht nein. Und seine Frage war ganz überflüssig. Der Wagen stand noch immer vor der Sportklause. In die Straße hatte sich Nebel gedrängt, und Jog beruhigte sich.
„Wo ist er aber, der ganze Genosse Knoblich?" – „Vielleicht in einer Kirche."
„Was?"
„Ja, in einer Kirche, es wäre eine Möglichkeit. Es hat nichts mit Religion zu tun. Er liebt Bauwerke, Baustile. Dagegen ist nichts zu sagen. Als er eingezogen wurde, war er in den ersten Monaten auf einem guten Weg. Und dann machte der Weg eine scharfe Kurve, und er ist irgendwo dabei herausgeschleudert worden, und nur ein Teil von ihm wurde wieder aufgefangen. Den anderen hat er der Kirche geschenkt. Nicht der Religion, aber dem Schiff mit dem hohen Turm, von dessen Sicht aus die Welt sich so klein ausnimmt. Da hockt er oben und sinnt und sieht vor allem sich und etwas darum herum. Er nimmt alles, verzeiht nichts und gibt

Illustrationen: Wolfgang Würfel

wenig. Und Sie sind zufrieden mit dem, was er Ihnen gibt."

Der Fahrer lenkte den Wagen über den Marktplatz und dann in eine schmale Gasse.

Das Mädchen ist naiv, dachte Jog. Eine Uhr trägt sie auch nicht. Ich weiß alles, aber ich kann nicht alles.

Sie fuhren um die Kirche herum. In einer Seitenstraße lief ein Soldat. Dann verschwand er in einer Toreinfahrt.

„Los, hinterher!" Jog hatte sich nach vorn gebeugt und schon nach der Türklinke gegriffen. Der Soldat trat wieder aus der Einfahrt heraus. Er hielt eine Zigarette in der Hand. Dann rannte er die Straße hinunter, und um die Ecke. Der Wagen sprang über das Pflaster.

Das Mädchen beobachtete den Hauptmann.

„Er ist es nicht", sagte sie.

„Los, los! Schneller!"

Sie erreichten die Ecke. Die Straße war gesperrt. Jog sprang aus dem Wagen und jagte dem Soldaten nach.

„Bleiben Sie stehen!" rief Jog.

Der Soldat drehte sich um und blieb dann stehen. Es war nicht Knoblich.

Der schnelle Lauf hatte Jog das Blut in den Kopf getrieben. Sein Gesicht brannte, und der Schmerz stach ihm bis unter die Schädeldecke. Jog ging langsam zum Wagen zurück.

Das Mädchen lächelte.

„Den Sie suchen, der braucht nicht wegzulaufen, wenn ein Armeeauto mit seinem Chef auftaucht. Er ist doch Ihre Stütze. Was sollte er befürchten", sagte sie ironisch. „Und seinen Gang, kennen Sie den nicht? Und haben Sie Konrad schon einmal rauchen gesehen? Sie schauen dauernd auf die Uhr. Eine ganze Stunde haben Sie jetzt schon vertan. Eine kostbare Stunde. Auf einmal müssen Sie Zeit haben, Stunden, weil Sie vorher nicht eine Minute für ihn hatten."

Jog würdigte sie keines Blickes. Er setzte sich aber neben sie.

„Fahren Sie zurück ins Objekt!"

Der Wagen rollte wieder über den Marktplatz.

Der hat sich irgendein Weibsstück aufgegabelt, dachte Jog, und das naive Kindchen glaubt, daß er auf dem Kirchturm hockt, wie ein Vögelchen und mit keiner Leiter zu erreichen ist.

„Ist in der Nähe eine Brennerei?" fragte das Mädchen den Fahrer.

Der schwieg. Hinter ihm saß der Hauptmann.

„Was für eine Brennerei?"

„Eine Ziegelbrennerei."

Hauptmann Jog wußte es nicht. Er fragte den Fahrer. „Hinter der Brücke, im Dorf ist eine", antwortete der.

„Dort können Sie eine Spur von ihm finden", sagte das Mädchen. „Fahren wir hin", sagte Jog, „liegt ja auf unserem Weg."

Der Nebel hob wieder an. Der Wagen rollte aus der Stadt heraus und erreichte bald die Brücke. Der Fahrer bog auf die Dorfstraße ab. Jog schwieg. Der Schmerz bohrte sich jetzt in rhythmisch anschwellenden Wellen durch die obere Zahnreihe. Er beherrschte sich mit Mühe.

Das Mädchen stieß ihn vorsichtig an und blickte ihm dunkel und rund ins Gesicht.

„Ist Ihnen nicht gut?" fragte sie leise. „Ich habe irgendwo Zahnschmerzen", sagte Jog. Er wollte nicht unhöflich sein. Sie war die erste, die seine Schmerzen bemerkt hatte.

„Irgendwo!?", sie lächelte milde.

Dann kramte sie in ihrer Tasche und brachte ein Glasröhrchen hervor.

„Können Sie ohne Wasser schlucken?"

„Danke. Lassen Sie nur. Ich habe von dem Zeug schon zuviel in mir. Es wirkt nicht mehr." Der Wagen hielt. Das Mädchen sah sich um. Dann stieg sie aus, lief auf einen Arbeiter zu und sprach mit ihm.

Sie winkte Jog heran. Sie gingen in einen kleinen Schuppen. Der schlanke Schornstein rauchte. Der Qualm schwebte durch den Ziegelstaub, der den Boden ringsum rötlich gefärbt hatte. „Ja, Konrad war hier. Vor einer Stunde ist er gegangen. Er wollte erst noch warten, bis seine Figuren gebrannt sind. Aber dann wurde es ihm zu spät. Er hat was vom Nebel geschwatzt und daß er deshalb Zeit habe. Ich habe ihn nicht verstanden", erklärte ihnen der Alte, der sie hereingelassen hatte.

„Sind die Figuren jetzt fertig?"

„Nein, nein! Die sind noch draußen im Ofen. Eine ist zersprungen."

Der Alte tastete sich zum Fenster vor. Dort stand ein breites Regal.

„Hier, sehen Sie!", er wickelte die feuchten Tücher von dem Ton, „hier, an dieser Figur hat er heute Nacht gearbeitet."

Der Alte hielt die Tücher in der Hand und strich vorsichtig mit den Fingerspitzen über den glatten Ton.

Das Mädchen war näher getreten. Die Figur schien sich in das frühe Licht hineinzudrehen. Sie reckte die Arme hoch über den Kopf, als wollte sie etwas ergreifen, was dem Betrachter verborgen blieb. Die Proportionen waren ausgewogen, und auf der Oberfläche zeigten sich die Spuren sicher arbeitender Hände. Die Füße steckten noch in einem ungeformten Tonklumpen. Auch das Gesicht war nicht modelliert.

„Sie ist schön", sagte das Mädchen. Sie tastete sich in die Figur hinein.

Jog sah auf Knoblichs Fingerabdrücke und fühlte sich dann hineingelockt in die einer unsichtbaren

Spirale folgenden Bewegung, in den leichten Schwung der Drehung, die auch die hochgereckten Hände wieder in die Figur selbst zurückführte. Das Mädchen richtete sich auf, zog den Mantel zusammen, als stände sie fröstelnd vor einer Tür, hinter der es warm war, die ihr aber verschlossen blieb.
„Sie scheint gelungen. Alles stimmt an ihr, ist wohl durchdacht worden", sagte sie, „alle Einzelteile für sich stimmen, aber im ganzen heben sie sich gegenseitig auf."
„Was meinen Sie denn damit?" fragte der Alte verständnislos.
„Sie ist mit kalten Fingern gemacht."
Der Alte war hilflos. Er verstand sie nicht. „Ich weiß nicht", sagte er unsicher und schüttelte vage den Kopf, und tastete sich wieder um den Tisch herum. „Er macht solche Figuren, aber wie weit weg davon ist er selbst." Er sprach zu dem Mädchen, aber er blickte auch den Hauptmann an.
Er zog das Mädchen ans Fenster.
„Dort!", er stieß mit dem Finger gegen die Scheibe, „sehen Sie den großen Ofen! Ein kleiner Rost in der Brennkammer wird für unsere Laien-Arbeiten vom Zirkel freigehalten. Da werden also keine Ziegel gebrannt. Und dabei werden die Ziegel gebraucht, die gehen hier 'raus wie warme Semmeln. Sie sehen das ein, Fräulein, nicht wahr! Er sieht es nicht. Ich hatte Ärger mit ihm. Nicht zum ersten Mal . . ." Der Alte atmete schwer. Er unterstrich seine Worte mit lebhaften Handbewegungen. „Als er heute kam, war unser Rost vollgestellt. Es sind mehrere, müssen Sie wissen, die hier ihre Tonfiguren brennen. Er kommt also an und sieht, daß für seine Arbeiten kein Platz auf dem Rost ist. Was macht er? Er nimmt die anderen Figuren heraus, die Krüge und Reliefs und dazu noch ein paar Ziegel von nebenan. Wie er sie in die Hand nimmt, die Figuren, also wissen Sie, so gleichgültig faßt kein Maurer einen Ziegelstein an. Natürlich hat er eine Begründung: Er ist Soldat und hat nicht Zeit zu warten."
Das Mädchen sah Jog an. Sie bedrängte ihn mit ihren dunklen Augen. Jog verstand sie nicht. Er lächelte irritiert. Dann kam er zu spät. Er konnte sie nicht mehr zurückhalten. Sie griff nach der eingewickelten Figur, die kalt und feucht war, hielt sie einen Moment fest in den Händen, und warf sie dann mit Wucht in den Tonbottich.
Der Alte starrte sie entsetzt an.
„Aber Fräulein . . ." Mehr brachte er nicht über die Lippen.
Das Mädchen war aggressiv geworden.
„Der Hauptmann", sie zeigte mit dem Finger auf Jog, „der hätte es auch gern getan, aber er traut sich nicht. Er hat Angst, etwas falsch zu machen. Da tut er lieber gar nichts. Die Figur ist häßlich. Die muß ganz neu gemacht werden. Mit einer ganz anderen Einstellung!"
Sie schlug die Tür hinter sich zu. Der Alte blickte ihr wortlos nach. Ihre Schultern zuckten wie in einem Krampf. Sie lief zur Straße. Jog rannte ihr nach. Der Fahrer ließ den Wagen langsam hinterherrollen. Komische Situation, dachte er, eigenartig. Ganz eigenartig.
Jog holte das Mädchen noch vor der Brücke ein.
„Was wollen Sie denn noch?!" schrie er.
Sie raffte mit einer Hand ihren Mantel hoch und rannte unbeirrt weiter.
„Sie haben ihn soweit gebracht", rief sie. „Weil er drei Knöpfe auf einmal drücken kann, ist er unentbehrlich geworden. Er wird gebraucht. Er ist der Größte! Der Hauptmann persönlich sucht ihn. Hält sich die Backe vor Schmerzen und läuft ihm nach. Sucht die drei Knöpfe. Ich wage mir nicht auszumalen, wenn die Knöpfe plötzlich schwarz wären, nicht weiß. Er würde sie auch drücken. Er hat's ja im Handgelenk. Nur im Handgelenk."
„So warten Sie doch!"
Sie sprang in den Bus, der hinter der Brücke hielt. Hauptmann Jog stieg in den Wagen, und der Fahrer drückte das Gaspedal. Der Himmel war wolkenlos, und oben am Platz dröhnten die Maschinen. Jog fühlte seinen Gaumen. Die Zungenspitze erfaßte eine scharfe Kante. Ein Mahlzahn hatte sich gespalten. Jog wunderte sich, daß er es erst jetzt bemerkte.
Als er im Gefechtsstand eintraf, war Knoblich schon arretiert worden.
Qualles war ratlos. „Wir müssen ihn 'rausholen, Genosse Hauptmann. Die Maschinen sind eben gestartet."
„Ist Paschke draußen?"
„Ja."
„Ich gehe auch 'raus. Werd mich neben ihn setzen. Irgendwo muß der ja eine Stirnseite haben."
Qualles sah ihn verwundert an.
„Und Knoblich?"
„Der soll sich nur drehen. Wir brauchen ihn noch. Den ganzen Knoblich."
Jog stand schon wieder in der Tür.

Der Zahnarzt war ein jovialer Typ. „Sie müssen öfter auf Ihre Zähne schauen", sagte er, und auf der Glasplatte klirrte ein Metallgriff mit einem Haken an der Spitze. „Sie sparen Zeit und Schmerzen. Diesmal sind Sie gerade noch rechtzeitig gekommen. Diesen Zahn können wir retten, ohne den Nerv abzutöten. Die Zähne, Genosse, jeder einzelne, dienen nicht nur der täglichen Nahrungsaufnahme, sie tragen auch zu einer deutlichen Aussprache bei, und sie formen das ganze Gesicht. Einer ist so wichtig wie der andere." Er lächelte milde. Dann schaltete er den Bohrer ein.

Grand mit

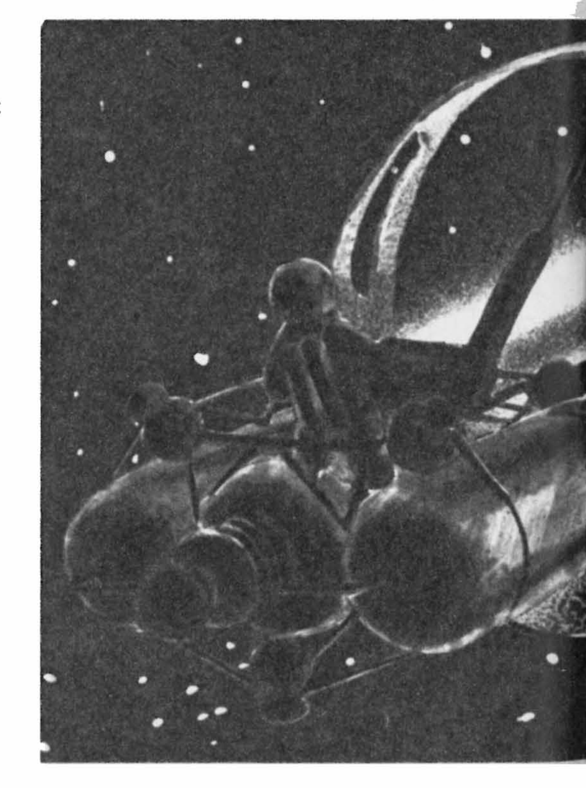


einem



Vor dem Hintergrund des tiefschwarzen Weltraums bewegt sich ein merkwürdig geformtes Gebilde auf die Raumstation zu. Es ähnelt aus großer Entfernung gewissermaßen einem Ballhammer, wie man ihn verschiedentlich bei handwerklichen Metallbearbeitungen verwendet, nur der „Stiel" ist etwas zu kurz geraten.
In der Stationszentrale verfolgt man über Radar und mit optischen Hilfsmitteln die Bewegung des Objekts.
Langsam „schwimmt" es von der Seite her auf einen der Kopplungsausleger der Raumstation zu. Seine Umrisse werden deutlicher, und es zeigt sich, daß der seltsame Körper aus zwei völlig verschiedenartigen Teilen besteht. Der „Stiel" entpuppt sich als ein manövrierfähiger Bugsierschlepper, wie er als bemanntes Gerät für vielseitige Montagearbeiten im Weltraum Verwendung findet. Dieses Zwei-Mann-Raumfahrzeug schiebt einen von Greifern gehaltenen, langen zylindrischen Körper quer vor sich her. Letzterer hat an einem Ende einen kugelförmigen Ansatz, trägt seitlich zusammengeklappte Solarzellenflächen und ist schließlich für die Besatzung der Raumstation als großer unbemannter Forschungssatellit erkennbar.
Im üblichen Ablauf des Funksprechverkehrs und mit den Flugführungshilfsmitteln der Station lotst die Besatzung den Montageschlepper mit seiner für umfangreichere Wartungsarbeiten herangebrachten „Beute" allmählich an den Kopplungsstutzen. Nach der Kopplung zieht der Ausleger die beiden Raumflugkörper über eine weit geöffnete Luke in die Station hinein . . .
Zukunftsreportage? Noch, doch wie lange wird es dauern, bis solche Wartungspunkte im All Wirklichkeit sind!
Eine Raumstation als Montage- oder Reparaturstützpunkt wird ausschließlich für raumflugtechnische Zwecke eingesetzt werden. Heute ist klar, daß große oder gar extrem große und dementsprechend technologisch komplizierte Universal-Raumstationen wenig zweckmäßig, wenn nicht sogar unsinnig sind. Ursprünglich glaubte man, aus betriebsökonomischen Gründen solche Raumstationen möglichst universell als wissenschaftliche Observation und Laboratorien sowie als technische Arbeitsstätten und Raumfahrtbahnhöfe gleichzeitig verwenden zu können. Die für jeden dieser Arbeitsbereiche geltenden speziellen Betriebsbedingungen wirken sich jedoch vielfach gegeneinander als Störfaktoren aus. Beispielsweise sind wissenschaftliche Arbeiten, die eine völlig bewegungs- bzw. erschütterungsfreie Lage der Station im Raum voraussetzen, unmöglich, wenn sich dort zur selben Zeit in technischen Laboratorien oder Werkstätten Menschen, Geräte oder Maschinen bewegen (siehe AR 9/71). Man muß sich daher entschließen, Aufgaben und Ausrüstungen von Raumstationen weitgehend zu spezialisieren und in ihnen nur noch solche Arbeitsbereiche zu vereinen, die gegenseitige Störungen praktisch ausschließen. So wird man auch dazu übergehen, Raumstationen zu schaffen, die nur raumflugtechnische Aufgaben bewältigen.
Derartige Weltraumbasen werden recht vielseitig nutzbar sein; vor allem aber der Wartung und Reparatur der verschiedensten unbemannten Meß- und Forschungssatelliten dienen. Diese trotz aller Standardisierungstechnik und Serienbauweise auch weiterhin recht kostspieligen Satelliten sind nur dann ökonomisch, wenn sie eine möglichst lange, d. h. mehr- oder vieljährige Lebensdauer haben. Darunter versteht man die Zeit, in der sie ihre Funktionsaufgaben in vollem Umfang erfüllen. Es gibt nicht wenige Fälle, wo

Die Werkstatt



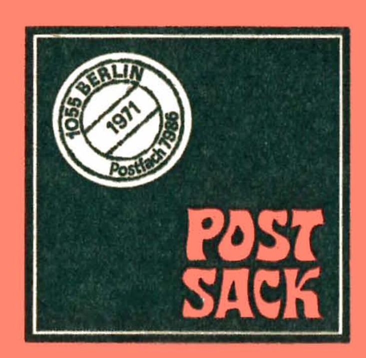
ein solcher Spezialsatellit zwar seine Umlaufbahn erreicht, aber aus technischen Gründen nicht funktionsfähig wird oder nach verhältnismäßig kurzer Zeit betriebstechnische Störungen, unter Umständen bis zum Totalausfall, zeigt. Hier böte der Einsatz von „Weltraum-Reparaturbrigaden" hervorragende Möglichkeiten, um die Wirtschaftlichkeit dieser Satellitensysteme zu erhöhen.
Auch durch ständige routinemäßige Wartungsarbeiten an den einwandfrei funktionierenden Raumflugkörpern könnte eine beträchtliche Werterhaltung erreicht werden. Auf diesem Wege ließe sich die Einsatzzeit eines teuren Spezialsatelliten vervielfachen.
Dem technischen Personal würde eine Raumstation mit Wohn- und Arbeitsräumen ein idealer Stützpunkt sein. Als „Montagehelfer" könnten ferngesteuerte, halbautomatische Weltraumroboter eingesetzt werden, die mit entsprechenden Antriebs- und Lenkeinrichtungen sowie mit Fernsehkameras und mehrarmigen Manipulatoren ausgestattet sind. Sie würden von der Raumbasis ausgeschleust und von deren Besatzung zu einem Annäherungs- oder Kopplungsrendezvous mit dem jeweiligen Reparatur- oder Wartungsobjekt gesteuert. In den Fällen, wo umfassendere technische Eingriffe notwendig sind, kann das Objekt, wie eingangs geschildert, auch mit Hilfe eines bemannten Weltraumschleppers zur Station befördert und dort in Ruhe überholt werden.
Die frei im Weltraum fliegenden und nur durch Raumanzüge geschützten Raumfahrer kämen als „Weltraummonteure" nur noch in Ausnahmefällen zum Einsatz, weil die hochentwickelte Fernsteuerungs- und Manipulatortechnik jedes Risiko ausschließt.
Ähnliche Funktionen wie bei den Reparatur- und Wartungseinsätzen hätten die von einer Raumbasis startenden unbemannten und bemannten Arbeitsfluggeräte auch für rein wissenschaftliche Belange zu erfüllen. Bei zahlreichen unbemannten Forschungssatelliten, aber auch bei speziellen wissenschaftlichen Raumstationen, die man nur zeitweilig besetzt, wären Aufzeichnungsträger (Magnetbänder, Filme usw.) einzubringen bzw. nach einiger Zeit wieder zu bergen. Es könnten auch Wissenschaftlergruppen zur Raumstation befördert und wieder abgeholt werden. Doch

im Kosmos

HEINZ MIELKE,
Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft



nicht nur hierfür, sondern auch für Montage- und Ausrüstungsarbeiten an großen bis sehr großen mit Hilfe der Rendezvouspraxis zusammengebrachten Mond- und Planetenflugsystemen wären solche Geräte geeignet. In der „Raum-Werkstatt" gäbe es günstige Möglichkeiten zur Montage von Raumflugkörpern, die vornehmlich zur Erforschung der beiden Nachbarplaneten Venus und Mars entsandt werden und wegen ihrer großen Nutzmassekapazität automatische oder teilweise ferngesteuerte Erkundungs- und Forschungsgeräte absetzen können. Auch umfassend ausgerüstete Tiefraumsonden, die bis zum Jupiter oder noch weiter bis zu den Grenzen des Planetensystems vordringen, kämen in Betracht.
Eine wichtige Rolle spielt bei allen raumflugtechnischen Anliegen die Position der Raumbasis als außerirdische Flugführungszentrale. Ohne Störeffekte, wie auf der Erdoberfläche durch atmosphäre Turbulenz, könnten hier Lasersysteme als weitreichende Nachrichtenmittel dienen. Auch Übertragungsverfahren in allen Wellenlängenbereichen wären möglich und anderes mehr.
Mit diesem Ausblick auf eine nicht mehr allzu ferne Zukunft der Raumfahrt soll unsere Artikelfolge über die Raumstationen auf Erdumlaufbahnen schließen. Inwieweit die Praxis das hier dargelegte bestätigt, müssen wir der Zeit überlassen.



Mal so, mal so?

Warum tragen manche Soldaten eine MPi mit Holz-, andere mit Plaste- und wiederum andere mit abklappbarem Metallgriff? Das könnte doch einheitlich sein!
Soldat Bindig, Oranienburg

Die Holzkolben sind eine frühere Produktion, die nach und nach durch den leichteren Kunststoffkolben ersetzt wird. Für bestimmte Genossen (z. B. Pioniere), die bei ihrer Tätigkeit mit umgehängter Waffe gestört wären, ist die MPi mit abgeklappter Schulterstütze zweckmäßiger.

Atom-Mächte

In einer Rede erwähnte Genosse Breshnew die fünf nuklearen Staaten der Welt. Wer zählt zu diesen „Atomländern"?
Gefreiter Arnstädt,
Leipzig

UdSSR, Volksrepublik China, USA, Großbritannien, Frankreich.

Diese Eicheln fielen nicht herab

Schon öfter bin ich Soldaten und Unteroffizieren begegnet, die ihre Schützenschnur ordentlich mit der kirschengroßen Troddel trugen. Gestern sah ich aber zwei Gefreite, die nur die Schnur angeknöpft hatten, die Bommel fehlte. Wenn schon nicht die Vorgesetzten auf solche Liederlichkeiten achten, so sollte es wenigstens die Torwache tun. Armeeangehörige, die derartig nachlässig ihre Auszeichnung tragen, sollte man bestrafen.
Gerd Unger, Brandenburg

Wir müssen die beiden Gefreiten in Schutz nehmen, denn sie trugen bestimmt ihre Schnur ordentlich. Was Sie als Troddel oder Bommel bezeichnen, ist eine Eichel. Die Schützenschnur wird in drei Stufen verliehen: Für die Stufe I gibt es die Schnur, für jede weitere Stufe wird je eine Eichel verliehen.

Kinderwunsch

Welche Einheit der Armee möchte sich mit den Gruppen unseres Kindergartens verbinden?
Kindergarten
2151 Wolfshagen,
Kreis Strasburg

Strapazen

Operation „Bagration" nennen Sie Ihren Artikel im Juliheft, in dem Sie vom 3. Teil des Filmzyklus „Befreiung" berichten. Ich habe mir jetzt diesen Streifen angesehen, er hat mich stark ergriffen. Speziell der Angriff durch die Sümpfe Belorußlands zeigt die unsäglichen Mühen der sowjetischen Truppen, um den Sieg zu erringen. Immerhin sind die Moore nicht ein paar hundert Meter, sondern ...zig Kilometer breit. Und hier wurden die Pakgeschütze im Mannschaftszug durchgebracht, denn die wenigen Knüppeldämme blieben der schweren Technik vorbehalten. Die fast übermenschlichen Leistungen – als Artillerist kann ich sie sehr gut beurteilen – haben meine Bewunderung erweckt.
Unteroffizier Lobenstein, Berlin

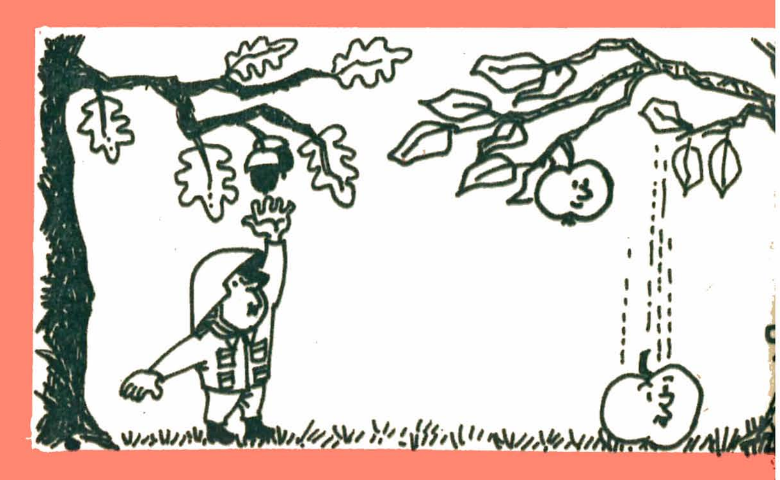
Männer, die auf Ordnung achten

Ich trage mich mit dem Gedanken, Berufssoldat (Unteroffizier) zu werden. Mir haben es die Kommandantendienste angetan. Teilt mir bitte mit, was man dort werden kann.
Hans-Ullrich Wesenau,
Eisenhüttenstadt

Sie können Gruppenführer in einer Ausbildungseinheit (erreichbarer Dienstgrad: Oberfeldwebel) oder Militärstreifenführer (Stabsfeldwebel) werden. Nach ungefähr 2½jähriger Praxis als Unteroffizier besuchen Sie nochmals einen Lehrgang. Nach erfolgreichem Abschluß können Sie entweder wieder in der bisherigen Dienststellung oder als Zugführer einer Verkehrsreglereinheit oder als Hauptfeldwebel eingesetzt werden. Hier ist eine Beförderung bis zum Stabsfeldwebel möglich.

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm

Im Heft 6/1971 der AR erblickte ich gleich am Anfang das Porträt von Unterfeldwebel Wolfgang Skrypzak. Er arbeitet jetzt bei uns im Georgi-Dimitroff-Werk. Daß er einer der besten Panzerkommandanten seiner Einheit war, kommt nicht von ungefähr, denn sein Vater, Hans Skrypzak, der mit mir zusammenarbeitet, ist auch einer der besten Arbeiter in unserer Abteilung.
Lothar Rettschlag,
Osterweddingen



Erst blau, jetzt grau

Von 1951 bis 1957 war ich Angehöriger der Transportpolizei und immer kaserniert untergebracht. Nun bin ich 1971 überraschend gemustert worden. In meinem Wehrpaß steht nur Reservist, als ich aber aus der Transportpolizei ausschied, hatte ich den Dienstgrad eines Hauptwachtmeisters. Meiner Meinung nach müßten mein Dienstgrad und die Dienstzeit als Wehrdienst angerechnet werden.
Herbert Sigismund, Negast

Der Dienst in den Einsatzkompanien der Transportpolizei wird nur dann als Wehrersatzdienst anerkannt, wenn eine Entlassung nicht vor dem 1. 9. 1962 erfolgte. Alle vor dieser Zeit ausgeschiedenen Wachtmeister, Unterführer und Offiziere gelten nicht als Wehrpflichtige und erhalten in der Regel auch keinen gleichgestellten militärischen Dienstgrad.

Rund um den Postsack

Im Juli-Postsack kritisieren die Genossen Junge, Bach und Bäsel Leseranfragen. Diese Kritik kann man als etwas überheblich bezeichnen. Die AR wird nicht nur von Angehörigen der NVA gelesen, sondern auch von der Zivilbevölkerung. Die in der AR beantworteten Fragen, so naiv sie auch manchmal klingen mögen, sind für viele Leser immer interessant und lehrreich. Wohin soll man sich denn sonst wenden? Andererseits bestehen, nach den Fragen zu urteilen, bei Armeeangehörigen viele Unklarheiten. Nicht jeder Genosse traut sich zu Anfang seiner Dienstzeit, seine Vorgesetzten aufzusuchen, weil er vielleicht glaubt, ausgelacht zu werden. Er greift lieber zu Papier und Feder und erhält dann eine Auskunft, welche nicht nur ihm hilft, sondern vielen anderen auch. Das sollte ausschlaggebend sein.
E. Semper, Mörtitz

Solidarität

In der Armee wird doch auch manchmal für Vietnam gesammelt. Dürfte ich erfahren, wieviel Beträge da so herauskommen?
Torsten Anström, Stralsund

Seit 1966 haben die Angehörigen der NVA insgesamt 25 687 000,– Mark gespendet (Stand: Juli 1971).

Die Kleinsten

Welche Schiffsklassen unterliegen der Bezeichnung Klein- und Kleinstkampfschiffe?
Eckhard Gräser, Dommitzsch

Zu den maritimen Kleinkampfmitteln gehören Wach- und Patrouillenboote, Raketen- und Torpedoschnellboote, Kanonenboote, Monitore. Zu den Kleinstkampfmitteln werden Sprengboote, Ein-Mann-U-Boote, bemannte Torpedos u. a. gezählt.

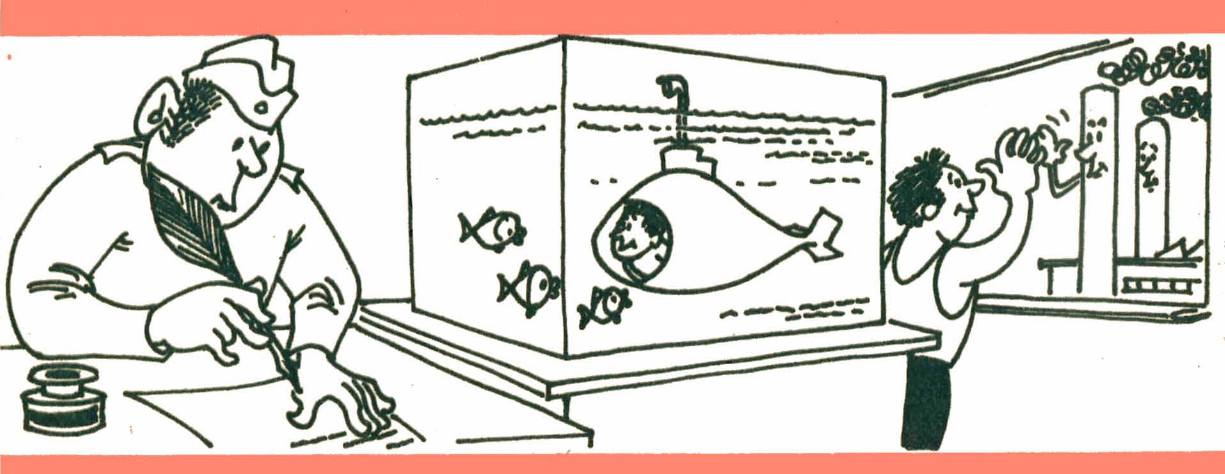
Mit 26 000 Pferdestärken

Heißt der neue sowjetische Großhubschrauber wirklich W 12 oder liegt hier ein Fehler der Zeitungen vor? Alle Vorgänger der Mil-Hubschrauber von Mi 1 bis Mi 10 tragen die Anfangsbuchstaben des Konstrukteurs Michail Mil. Der W 12 stammt doch auch von seinem Kollektiv.
Günter Jurisch, Berlin

Die Typenreihe der Mil-Hubschrauber wird bei Neukonstruktionen stets mit W und der jeweiligen Seriennummer bezeichnet (w = wertolet, russ. Hubschrauber; 12 = zwölfter Konstruktionstyp). Nach der Serienfertigung wird der Typ Mi 12 heißen.

Kontaktschwierigkeiten

Unteroffizier Tauras kritisiert den VEB Robotron, der seine Kollegen, die z. Z. bei der Armee sind, vergißt (Postsack 6/71). Ich verstehe diese Betriebe nicht, anscheinend mangelt es hier noch am menschlichen Kontakt. Die Förderungsverordnung des Ministerrates von 1966 müßte sich doch nun langsam herumgesprochen haben. In meiner Kompanie jedenfalls gibt es viele Soldaten, die auf eine gute Verbindung mit ihrem Betrieb verweisen können und stolz darauf sind!
Unterfeldwebel Herrmann, Erfurt



Mädchen an die (Magazin-) Front!

Ich lese die AR seit ungefähr einem Jahr und finde sie prima. Etwas vermisse ich aber! Schreiben Sie doch bitte mal über Mädchen, die bei der Armee dienen. Ich selbst bin 19 Jahre alt, Soldat auf Zeit, und mußte schon oft erfahren, daß viele Menschen falsche Vorstellungen von unserer Tätigkeit haben.
Soldat Gerlinde Tischer, Wurzen

Ihr Wunsch ist uns Befehl. Im nächsten Heft wird sich ein uniformiertes Mädchen vorstellen und über ihren Dienst berichten.

Ex-Darßer vor Ort!

Liebe AR! Hilf uns bitte bei der Suche nach Reservisten, die seit Gründung der bewaffneten Organe der DDR bis 1966 in der Dienststelle Darßer Ort ihren Ehrendienst versahen. Sie mögen an die FDJ-Grundorganisation
2383 Prerow, PSF 8821/A, schreiben.

Flugzeuginteressenten aufgepaßt!

Ich biete folgende Fachzeitschriften an:
„Luftverteidigung", Hefte 2–12/1970; 1–4/1971;
„Aero-Sport", „Flieger-Revue", Hefte 7, 10, 11/1963; 1–3, 12/1970; Jahrgänge 1964 bis 1969;
„Deutsche Flugtechnik" 1958, Hefte 1–5, 7, 10/1959; 1–7, 9–12/1960; 1, 3, 4, 6–11/1961.
Hans Sedlmair, 110 Berlin, Prenzlauer Promenade 185

„Regimentskommandeur" bald optisch

Walter Flegels Roman „Der Regimentskommandeur" ist in aller Munde. Leider sind die ausgelieferten Exemplare nur ein Tropfen auf den heißen Stein, überall ist das Buch vergriffen.
Leutnant Felsentreu, Leipzig

Der Deutsche Militärverlag hat schnell geschaltet, in diesem Monat kommt die 2., im Februar 1972 die 3. Auflage in den Handel. Und noch etwas können wir verraten: Das Buch wird für das Fernsehen verfilmt!

AR-Markt

Biete:
Hefte 1–9/1963; 1–5, 8–12/1964, Jahrgänge 1965–1968.
Siegfried Knuth, 2255 Heringsdorf, Lindemannstr. 2
Hefte 9–12/1963; 1–3, 5–12/1964; 1–5, 10–12/1965; 1–8, 10–12/1966; 1–2, 4–12/1969; Jahrgänge 1967, 1868, 1970.
Ulrich Böhme, 126 Strausberg, Wriezener Str. 12
Jahrgang 1969 gegen 10 Tierbriefmarken aus Panama.
Bernd Müller, 7561 Horno, Nr. 36
Hefte 11/1964; 3, 4, 6, 7, 8/1965; Jahrgänge 1967–1970 sowie „Militärtechnik" Jahrgänge 1965–1967, 1970; Hefte 7–12/1969.
Axel Hirr, 6088 Steinbach-Hallenberg, Unter den Linden 31
Hefte 12/1968; 1, 2, 7, 10–12/1969; 1–4, 6, 7–12/1970; 1–7/1971, teilweise ohne Typenblätter.
Jürgen Scheffler, 7024 Leipzig, Lindenallee 11

Suche:
Jahrgänge 1968 und 1969.
Werner Knabe, 6306 Geraberg, Arnstädter Str. 6
Jahrgänge 1968 bis 1970.
Christa Alheidt, 2151 Kublank
Jahrgänge 1956 bis 10/1969.
Karl-Heinz Priese, 6201 Hämbach, Lengsfelder Str. 54
Jahrgänge vor 1963; Hefte 1–10/1963; 3, 7, 10/1964; 5/1965; alle kostenlos.
Klaus Köhler, 6801 Oberloquitz
Hefte 1–4 und 6/1971,
Ilona Boettger, 1211 Manschnow, Friedenstraße

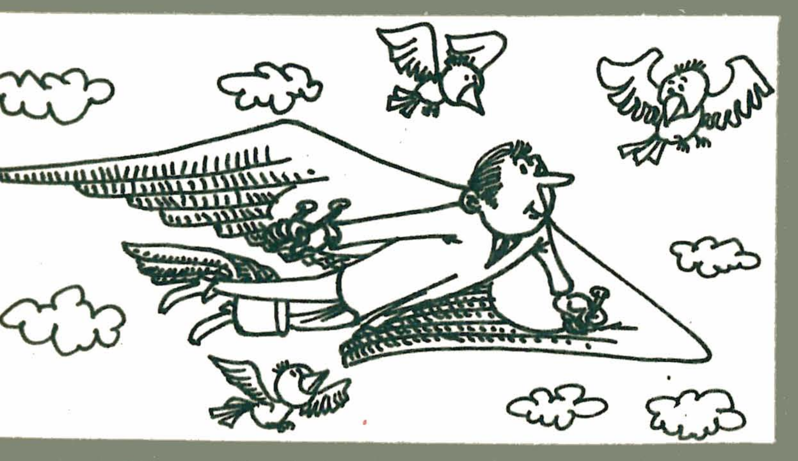
Lang, lang ist's her ...

1970 richtete ich an Sie die Frage, ob ich auch in den Besitz eines Reservistenabzeichens kommen könnte. Die AR antwortete, ich solle mich mit meinem zuständigen Wehrkreiskommando in Verbindung setzen, was ich dann auch brieflich tat. Leider warte ich nun schon ein Jahr lang auf eine Antwort des Wehrkreiskommandos Neustrelitz.
Gerd Tobien, Stolpe

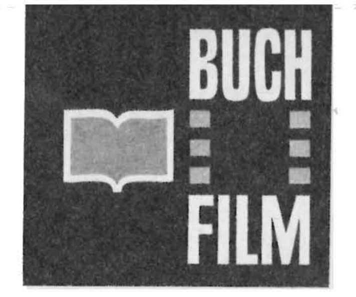
Keine neue Waffengattung

Neulich habe ich einen Leutnant in Berlin gesehen, der eine außergewöhnliche Uniform anhatte. In der Farbe ähnelte sie der Uniform der sowjetischen Armee, an der Schirmmütze waren dünne rote Streifen und die Kokarde der DDR. Was ist das für eine Waffeneinheit?
Peter Stoß, Mahlow

Bestimmt haben Sie einen Offizier von den Stäben der Zivilverteidigung der DDR gesehen. Diese Genossen tragen khakifarbene Uniformen mit ähnlichen Effekten wie die NVA.



Karikaturen: Klaus Arndt





Eulenspiegelverlag
Berlin 1970, 300 Seiten, 7,60 M.

Eric Ambler:
„Schmutzige Geschichten",

Aus dem Englischen von Günter Eichel

„H. Charter, Vizekonsul Ihrer Britischen Majestät in Athen, ist ein Scheißkerl", behauptet Arthur Abdel Simpson, was bewiesen werden wird. Simpson, der Journalist, Dolmetscher, Chauffeur, Kellner, Verleger und Fremdenführer, in Wirklichkeit ein kleiner Gauner, der auch etwas vom schönen Leben abhaben will, hat es am eigenen Leib erfahren. Vom Vizekonsul braucht er nur einen Stempel, der seinen britischen Paß verlängert, den ihm der hohe Herr verweigert. Deshalb diese Behauptung. Doch Simpson wird noch giftiger: „Moralisch gesehen ist er mehr als ein Scheißkerl – moralisch gesehen ist er ein Mörder!"
Gemach. Der kleine Windhund Simpson, naiv und gerissen zugleich, viele Male gestrauchelt, immer mehr oder weniger hart auf die Beine gefallen, wird am Ende nicht tot sein. Er wird sogar mit kleinem Anfangskapital im Rucksack erneut gewissen Geschäften nachgehen können. Dazwischen wird er noch mehrere Male seinen Buckel hinhalten, wird wegen eines nicht ganz sittenreinen Filmes das Land, in dem er lebt, verlassen müssen. Bei seiner unfreiwilligen Flucht wird er einem „Freund" in die Hände fallen, der ihn mitnimmt, weil der „Freund" einen Kuli braucht und Simpson über Strecken hinweg einen abgibt, bis er doch beweist, daß nicht alles so zu gehen braucht, nämlich dann, als sie für fremde Interessen, als Söldner, Kastanien aus sehr heißem Feuer holen sollen. Der ungewollte Söldner Simpson zieht in einen Krieg, der ausgefochten wird, weil sich Kapitalinteressen ins Gehege kommen, und der entschieden wird, weil sich die Gesellschaften einigen.

Das alles ist natürlich Satire, witzig und keck geschriebene Gesellschaftssatire, in der der kleine Held für sich einzunehmen vermag, wenn die Kriegsszenen auch schon leicht makaber scheinen. Englischer Humor, trocken, hintergründig, gewitzte Dialoge. In einem Zerrspiegel wird Kapitalismus deutlich, es wird entlarvt, indem verfremdet wird, pointiert und eingängig werden Zusammenhänge bloßgelegt. Heiterkeit auf fast allen Seiten, dabei tiefere Bedeutung auch auf fast allen Seiten. Vergnügen bereitend, Nachdenklichkeit hinterlassend. Eben gute Satire.

Thomas



Transpress VEB Verlag
für Verkehrswesen, Berlin

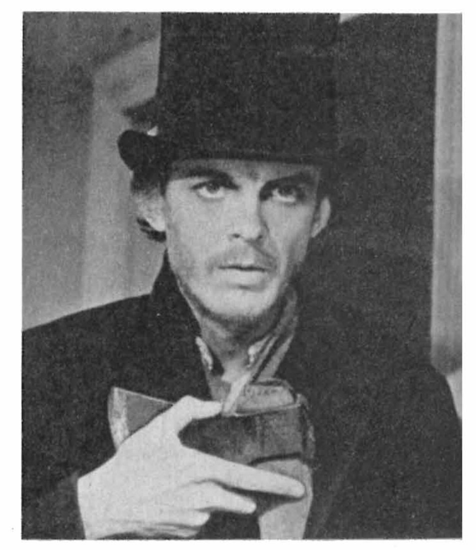
Heinz A. F. Schmidt:
Historische Flugzeuge (II),

206 Seiten, zahlreiche Abbildungen, Drei-Seiten-Risse.

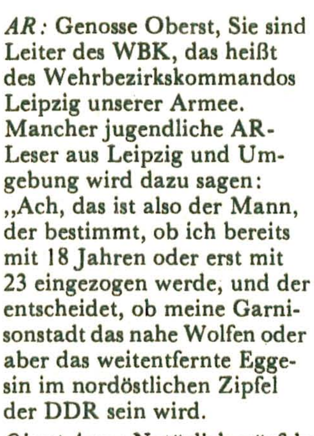
In dem zweibändigen Werk „Historische Flugzeuge" werden in Wort und Bild die wichtigsten Flugzeugtypen erläutert, die von der Jahrhundertwende bis Mitte der vierziger Jahre gebaut und geflogen wurden. Die Bände sind eine wahre Fundgrube für jeden Typensammler und Luftfahrtinteressenten.

Schuld und Sühne (SU)

Raskolnikow hat gemordet, hat eine alte Wucherin erschlagen, in räuberischer Absicht. Doch er ist kein gewöhnlicher Raubmörder. Das Beil erhob er gegen einen, wie er meint, unnützen Menschen. Dessen Geld sollte ihm, dem mittellosen Studenten, ermöglichen, die eigenen Fähigkeiten zu entfalten und vor allem Mutter und Schwester aus ihrer Armut zu befreien. Raskolnikow fühlt sich zu Großem berufen; dies ist ihm die Rechtfertigung seiner vorbedachten Bluttat.
Aber seine Rechnung geht nicht auf: die Angst, entdeckt zu werden, peinigt ihn, und das Gewissen läßt ihm keine Ruhe. Der Untersuchungsrichter hat keine Beweise gegen ihn, doch er ist von der Schuld des Verdächtigten überzeugt; er will ein Geständnis erzwingen. Und der Mörder offenbart sich. Nicht dem Beamten vertraut er sich an. Sonja, das Mädchen, das er liebt, das aus Not zur Prostituierten wurde, hört ihn an, drängt ihn, seine Reue zu vollenden, sich dem Richter zu stellen...
Ein seelenzergliederndes, unheimliches Buch ist dieser „größte Kriminalroman aller Zeiten" (Thomas Mann), und der Film nach Dostojewskis Werk unter der Regie von Lew Kulidshanow weicht dem Bedrückenden nicht aus. Die düstere Vielschichtigkeit der Handlung widerspiegelt die Despotenordnung im Petersburg des vorigen Jahrhunderts. Georgi Taratorkin (Raskolnikow) und Innokenti Smoktunowski (Richter) verkörpern in Vollendung die Dostojewski-Gestalten. *–gg–*



Wer DIE Wahl hat, hat keine Qual



AR: Genosse Oberst, Sie sind Leiter des WBK, das heißt des Wehrbezirkskommandos Leipzig unserer Armee. Mancher jugendliche AR-Leser aus Leipzig und Umgebung wird dazu sagen: „Ach, das ist also der Mann, der bestimmt, ob ich bereits mit 18 Jahren oder erst mit 23 eingezogen werde, und der entscheidet, ob meine Garnisonstadt das nahe Wolfen oder aber das weitentfernte Eggesin im nordöstlichen Zipfel der DDR sein wird.

Oberst Amm: Natürlich würfeln wir unsere Einberufungsentschlüsse nicht aus, sondern treffen sie nach militärischen Erfordernissen. Wolfen oder Eggesin? Im Interesse unseres militärischen Schutzes muß schon ein Teil unserer Armeeangehörigen vom Heimatort zur Garnison und umgekehrt einige hundert Kilometer reisen. Der Norden der Republik

ist nun einmal dünner bevölkert als beispielsweise die Industriebezirke Halle und Leipzig. Hinzu kommen die unterschiedlichen Forderungen der einzelnen Waffengattungen und Dienste. Aber gerade auch aus militärischen Erfordernissen sind wir bemüht, unsere Genossen so nahe an ihrem Heimatort wie möglich zu stationieren. Sind sie dann später



„Man soll sich das Leben – im Großen ...

Reservisten, können wir sie im Falle einer Mobilisierung rascher ihrer Einheit zuführen. Übrigens erkennen Sie daran, daß sich ein WBK nicht nur mit der Einberufung neuer Soldaten befaßt. Haben Sie heute schon das „Neue Deutschland" gelesen? Es enthält die Meldung über eine gemeinsame Übung sowjetischer, polnischer und Einheiten unserer Armee im Raum Torgau. Ich verrate Ihnen kein militärisches Geheimnis, wenn ich mitteile, daß auch unser Wehrbezirkskommando bei dieser Übung wichtige Aufgaben zu erfüllen hatte und noch hat. *(Was in den folgenden zwei Stunden mehrere Gespräche über Wechselsprechanlage und Telefon bestätigten.)*

AR: Das erfordert offenbar vom Leiter eines WBK eine hohe militärische Qualifikation?

Oberst Amm: Ich habe die Militärakademie als Diplommilitärwissenschaftler verlassen und zuletzt einen Verband geführt.

AR: Angesichts der Übung danken wir Ihnen besonders für dieses Gespräch. Denn uns interessiert ja heute der Genosse Oberst Amm weniger als Chef eines WBK, sondern mehr als Abgeordneter in Uniform. Tragen Sie überhaupt Uniform während der Sitzungen des Bezirkstages?

Oberst Amm: Natürlich. Einmal nahm ich allerdings in Zivil teil. Ich hatte die Sitzung nämlich zu leiten, und *(mit einem Lächeln in den Augenwinkeln)* es sollte keiner auf den Einfall kommen, daß die Armee die Volksvertretung führt.

AR: Sie sagten „die Armee". Sind die Abgeordneten in Uniform eine Art Vertretung der Armee in den Volksvertretungen?

Oberst Amm: Generell muß diese Frage verneint werden. Armeeangehörige werden auf der gleichen gesetzlichen Grundlage gewählt wie alle anderen Bürger auch. Unsere Volksvertretungen sind, wie Sie wissen, nach Fraktionen aufgebaut. Jeder Abgeordnete ist zugleich Mitglied von Ständigen Kommissionen. So gehöre ich der Fraktion der SED und der Ständigen Kommission für Ordnung und Sicherheit, Volkspolizei und Justiz an. In dieser Kommission arbeiten nicht nur Angehörige der bewaffneten Organe. – Mein Wahlbezirk ist der Stadtbezirk Leipzig-Nord, wo sich meine Dienststelle befindet. Damit ist gesagt, daß meine Wähler nicht nur die Genossen der Garnison Leipzig waren, sondern alle wahlberechtigten Bürger meines Wahlbezirkes.



... wie im Kleinen – systematisch aufbauen. Wenn ...

AR: Aber Sie betonten das Wort „generell".

Oberst Amm: Ja, andererseits – und nur insofern kann man Ihre Frage bejahen – fühlen wir uns natürlich besonders verantwortlich, die Belange der Armeeangehörigen in den Volksvertretungen wahrzunehmen. Ebensosehr bin ich aber auch verpflichtet, in den Einheiten und mit ihnen zu organisieren, daß die Beschlüsse der Volksvertretungen durchgesetzt werden. Mein wichtigstes Anliegen aber ist zweifellos die Zusammenarbeit der örtlichen Organe und der bewaffneten Kräfte bei der sozialistischen Wehrerziehung und überhaupt bei der Erhöhung der Verteidigungsfähigkeit. *(Ein Telefongespräch unterbrach das Interview. Von Autobussen, die pünktlich zurück seien, und von einer Verabredung am nächsten Tag war die Rede.)*

Sehen Sie, das war eben ein

Abteilungsleiter der Abteilung Verkehr im Rat des Bezirks. Er ist Bezirkstagsabgeordneter einer unserer demokratischen Blockparteien. Wir sollen ihm helfen, daß von den Armee-Kraftfahrern, die im Herbst entlassen werden, einige beim Kraftverkehr anfangen. Andererseits ist der Kraftverkehr natürlich verpflichtet, daß z. B. bei einer speziellen militärischen Übung Kraftfahrzeuge aus seinem Betrieb zur Verfügung stehen. Und da schadet es nicht, wenn ich den Blockfreund vom Bezirkstag auch persönlich kenne.

AR: Meinen Sie, daß alle WBK-Chefs Abgeordnete ihrer Bezirkstage sein sollten?

Oberst Amm: Nicht unbedingt die Leiter. Weshalb nicht auch der Politstellvertreter? Aber daß ein verantwortlicher Vertreter jedes WBK's als Bindeglied zwischen Armee und örtlichen Organen auch dem Bezirkstag angehört, halte ich für sehr zweckmäßig.

AR: Sie sagten, Sie gehören der Ständigen Kommission für Ordnung und Sicherheit, Volkspolizei und Justiz an. Ein langer Name, der ein Paket von Aufgaben vermuten läßt.

Oberst Amm: Unsere Kommission berät über die Ordnung und Sicherheit im Bezirk und bereitet entsprechende Beschlüsse des Bezirkstages vor. Wir beschäftigen uns mit der Bekämpfung der Kriminalität und der Erziehung Straffälliger. Unsere Kommission befaßt sich mit den Belangen der sozialistischen Wehrerziehung und trägt sie dem Bezirkstag vor.

AR: Das wird den Lesern zu allgemein sein.

Oberst Amm: Nehmen wir die ersten beiden Aufgabenbereiche. Wir besuchten einen Gießereibetrieb, in dem es zum Teil mit dem Arbeitsschutz im Argen lag. Dort interessierte uns auch der Lärmschutz. Wir arbeiteten auch mit der Volkspolizei einen Plan aus, wie die Baustellen besser gegen Diebstahl abgesichert werden können. Wir kümmerten uns um den Schutz des sozialistischen Eigentums in den großen Kaufhäusern. Wer Lebensmittel



... der junge Mann mit 24 Jahren ...

kauft, muß auch bei Selbstbedienung an der Kasse vorbei. Bei industriellen Gütern ist das aber in den modernen Kaufhäusern nicht mehr so.

AR: Wenn jemand im Centrum-Warenhaus eine Aktentasche kauft, wird ein rotes Kärtchen am Griff befestigt. Jeder kann sehen: Sie wurde bezahlt. Ist das eine Maßnahme, die die Kommission gemeinsam mit anderen und der HO durchgesetzt hat?

Oberst Amm: Ja, aber eben nur eine.

AR: Sind Baustellen und Kaufhäuser für Sie kein ungewohntes, d. h. zu glattes Parkett?

Oberst Amm: Ich habe wirklich manches lernen müssen und auch für meine dienstliche Arbeit manches gelernt. Andererseits sind doch gerade für einen Militär Wachsamkeit, Disziplin und auch Objektsicherung ein sehr vertrautes Parkett. Auch das gewohnte militärische Prinzip der Beschlußfassung – begonnen beim Klarmachen der Aufgabe – kommt mir in unserer Kommission sehr zustatten.

AR: Kamen Ihnen Ihre militärischen Erfahrungen und Kenntnisse auch bei der Erziehung ehemaliger Straffälliger zugute?

Oberst Amm: Offizier unserer Armee sein, heißt ja in erster Linie sozialistischer Erzieher sein. Und wir haben es auch in der Truppe nicht nur mit den Besten zu tun. – Unsere Kommission mußte zum Beispiel in einem Stadtbezirk feststellen, daß die Patenschaften nicht kontrolliert wurden, die Brigaden über ehemalige Straffällige übernommen hatten. Die zuständigen staatlichen Organe wußten nicht, daß Schulz oder Lehmann bereits wieder einige Wochen ohne Arbeit herumlungerte. In solchem Falle braucht man sich über Rückfälle nicht zu wundern. Jedenfalls ist die Erziehung von... fast hätte ich Häftlingen gesagt, wie man uns einmal nannte...

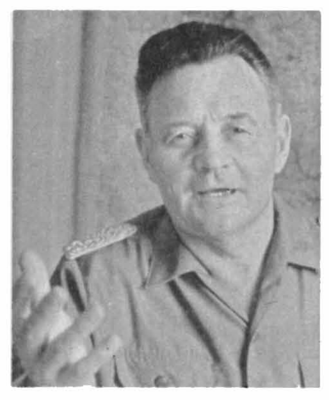
AR: Sie waren inhaftiert? Wann und wo?

Oberst Amm: Ich gehörte einer



illegalen Gruppe der KPD im Leipziger Norden an. Nach der Verhaftung brachten mich die Nazis unter anderem nach Waldheim.

AR: Genosse Oberst, werfen wir noch einen Blick in die Zukunft. Im Bericht des ZK an den VIII. Parteitag der SED heißt es: „Bessere Arbeit der Volksvertretungen und



... heiratet, ist das noch zeitig genug. Das ...

mehr Autorität für die Abgeordneten – das ist ein Anliegen unserer Partei." Sie sind erneut für den Bezirkstag vorgeschlagen worden. Wie verstehen Sie diese Forderung?

Oberst Amm: Größere Autorität der Abgeordneten heißt, daß sie überall rechtzeitig und gründlich über notwendige Beschlüsse durch die örtlichen Staatsorgane informiert werden, daß übergeordnete Organe Beschlüsse der nachgeordneten Volksvertretung nur aufheben, wenn sie den Gesetzen widersprechen, und anderes mehr. Persönlich kann ich mich wegen fehlender Autorität nicht beklagen. – Bessere Arbeit der Volksvertretungen – das bedeutet bessere Kontrolle und Wahrung der Gesetzlichkeit, das bedeutet noch engere Verbindung mit den Wählern, mit den Werktätigen im Betrieb, im Wohngebiet und den Armeeangehörigen in den Einheiten. Es war und wird mein Anliegen sein, immer und überall meine Pflichten als Abgeordneter zu erfüllen. Ich betrachte auch das als einen Beweis der engen Verbundenheit von Volk und Armee.

AR: Wir wissen, daß Sie mehrmals im Jahr in Einheiten u. a. den Volkswirtschaftsplan erläutern und daß Sie mit den Leitungen der Truppenteile über die Zusammenarbeit mit den örtlichen Organen beraten. Hat auch der einzelne Soldat die Möglichkeit, Sie als Abgeordneten zu sprechen!

Oberst Amm: Das war so und wird im Falle meiner Wiederwahl so bleiben. Es kommen öfter Genossen bei der Arbeitsvermittlung oder wegen der Versorgung von Angehörigen zu mir als Abgeordneten und Chef des WBK. Und wenn es nicht richtig gelaufen ist, helfe ich. Oder wenn ein Genosse drei Jahre gedient hat, hier heiratete und hier wohnenbleiben will – dann werde ich vorstellig als Abgeordneter.

AR: Genosse Oberst, wir haben das Gespräch mit den noch ungedienten jungen Leuten begonnen. Schließen wir es auch mit ihnen. Würden Sie denen, die im April einberufen werden, raten, rasch noch zu heiraten?



Oberst Amm: Ich würde ihnen sagen: „Leiste erst deinen Militärdienst ab und erlerne einen Beruf." Es ist schwer, vorher eine Familie auf feste Füße zu stellen. Man soll sich sein Leben systematisch aufbauen. Wenn der junge Mann dann mit 24 Jahren heiratet, ist das



... ist meine Meinung."

noch zeitig genug. Das ist meine Meinung. Ich selbst konnte wegen der Haft und dem Krieg erst sehr spät, mit 35 Jahren, heiraten.

AR: Welchen Rat dann würden Sie geben als „der Mann, der – nach militärischen Erfordernissen – entscheidet, ob Wolfen oder Eggesin die Garnisonstadt sein wird"? Wie kann sich der Jugendliche oder junge Mann speziell auf seinen Wehrdienst vorbereiten?

Oberst Amm: Die vormilitärische Ausbildung ist sehr wichtig. Wer schon mit dem Kleinkalibergewehr gut schießt, wird auch mit der scharfen Waffe ins Schwarze treffen. Wer körperlich auf Draht ist, wird auch in der Gefechtsausbildung alle Hindernisse rasch nehmen. Das wichtigste aber ist, sich in der FDJ und in der GST geistig auf das Soldatsein vorzubereiten.

Der 13. Schifahrer

Jewgeni Worobjow

Am Brunnen und bei der Hütte mit der hohen Vortreppe hatten die deutschen Posten schon zweimal gewechselt. Aber Charlamow lag noch immer verborgen in seiner Schneehöhle. Zu seiner Rechten deckte ihn ein Flechtzaun, links eine hohe Miete. Charlamow hatte sich hinter einem der letzten Häuser des Ortes in einem Gemüsegarten eingegraben.
Ab und an, wenn ihm Knie, Ellenbogen und sein Leib zu erstarren drohten, wälzte er sich vorsichtig, aus Furcht, mit der Waffe zu klirren, auf die andere Seite oder auf den Rücken.
Und wieder folgten lange quälende Minuten des Wartens. Wie lang erscheinen sie einem Menschen, der zwei Tage und Nächte nichts gegessen hat und bis ins Mark durchfroren ist!
Das Auge eines guten Aufklärers und Beobachters sieht alles, und Pjotr Charlamow hatte in den vierundzwanzig Stunden, die er in diesem Dorf zugebracht hatte, vieles entdeckt. In der Kolchoskrippe befand sich der feindliche Stab, die Scheune gegenüber beherbergte das Munitionslager. Am Ortsausgang, in dem Haus mit dem Steinfundament, steckte ein MG-Nest, und weiter links erstreckten sich Stellungsgräben.
Wären doch unseren Richtschützen diese ganzen Adressen bekannt! dachte Charlamow. Als Aufklärer mußte er bei seiner Rückkehr vom Spähtrupp doppelt vorsichtig sein, denn er riskierte nicht nur sein Leben, sondern auch die gesammelten Aufklärungsergebnisse. Deshalb wollte Charlamow geduldig bis zum Einbruch der Dämmerung ausharren, ehe er sich erheben, die Schier aus dem Schnee schaufeln und sich auf den Rückweg begeben konnte.
Es galt vor allem unbemerkt das Dorf zu passieren, sich zum nahegelegenen Wald durchzuschlagen und dann durchs verschneite Flußbett der Lama zu gleiten, die zwischen steilen Uferwänden dahinfloß.
Charlamow lag mit geschlossenen Augen da und döste vor sich hin. Vor allem beschäftigte ihn der Gedanke an ein eisernes Öfchen und den Unterstand der Aufklärer. Welch Genuß, mit frostklammen Fingern nur eine Sekunde lang das heiße Eisen zu berühren, dann rasch die Hand zurückzuziehen! Charlamow öffnete die Augen. Es dämmerte. Der Schnee färbte sich bereits aschgrau,und es dunkelte rasch.
Da erblickte Charlamow auf der Dorfstraße, nur etwa dreißig Schritt entfernt, einen Schifahrer im Tarnmantel. Die weiße Kapuze verhüllte Uniformmütze, Stirn, Mund und Kinn, sie überließ dem Frostwind nur einen schmalen Streifen des Gesichts.
Mit sicheren und leichten Bewegungen glitt der Schifahrer voran, ohne Anzeichen von Erschöpfung. Daraus schloß Charlamow, daß sich der Weißverkleidete gerade erst auf den Weg machte und wahrscheinlich auf Spähtrupp ging.
Dem ersten Schifahrer folgte in etwa zehn Meter Entfernung ein zweiter, ihm setzte ein dritter nach, den Schistock ab und an leicht in den verharrschten Schnee stoßend. Ein vierter...
Neun, zehn, elf... Und da glitt auch schon der unter der Last einer Kiste gebeugte zwölfte vorüber.
Charlamow wartete noch ein wenig, doch es kam keiner mehr. Offenbar war der zwölfte das Schlußlicht. Warum soll ich nicht den dreizehnten spielen? schoß es Charlamow plötzlich durch den Sinn. Der mit der Kiste dreht sich nicht um, und meine MPi paßt auch hierher – sie ist ein Beutestück... Er grub sich aus dem Schnee, ohne sich aufzurichten, schnallte die Schier an, nahm die Schlaufen der Schistöcke in die Hände und erhob sich nun.
Ein energischer Ruck, ein zweiter und schon glitt Charlamow die Dorfstraße entlang. Er konnte leicht für einen Deutschen gelten, der seinen Kameraden in einigem Abstand folgte. Charlamow kam ganz nahe an einem feindlichen Soldaten vorbei, der einen Armvoll



Brennholz schleppte. Dann begegneten ihm noch zwei andere Soldaten, offenbar eine Wachablösung. Sie gingen schnell und tänzelten eigenartig beim Gehen, wohl um sich aufzuwärmen. Und ohne die Augen abzuwenden, ohne jede Spur von Verlegenheit, fuhr Charlamow so dicht an einem Oberleutnant vorbei, daß er ihn fast mit der Schulter berührt hätte. Charlamow ahmte den weitausgreifenden Schritt der deutschen Schifahrer nach und holte auf. Ihn trennten nur noch vierzig, fünfzig Meter von dem letzten.

Sobald die Schifahrer am Dorfausgang anlangten und die Einheit sich in langer Kette auseinanderzog, blieb Charlamow weiter zurück. Er hielt sich in einer Entfernung, aus der der zwölfte, falls er sich umwandte, sein Gesicht nicht erkennen konnte. Und wem fiel schon ein, die Schifahrer unterwegs nachzuzählen, die da im Gänsemarsch durch die Schneelandschaft rutschten.

Dann und wann machten die Schifahrer eine Pause. Sie rauchten und nahmen einige Schlucke aus der Feldflasche.

Dann befreite der dreizehnte Schifahrer seine Füße rasch aus der Bindung und ließ sich lang hinfallen in den Schnee, der in der Abenddämmerung bereits dunkelbläulich schimmerte. Er freute sich dieser Verschnaufpause, denn Hunger und Erschöpfung machten sich bemerkbar.

Es kostete ihn sehr viel Mühe, dem Trupp auf den Fersen zu bleiben.

Dann erreichte die Gruppe einen Wald, in dem noch dichtere Finsternis herrschte, und schließlich blieben sie stehen. Hinter einer Fichte versteckt, beobachtete Charlamow die feindlichen Soldaten.

Sie stellten ein Stativ auf und richteten die Apparatur ein. Wenn die sowjetischen Geschütze an der Moshaisker Chaussee ihre rauhen Stimmen vernehmen ließen, begannen die Faschisten lebhaft an dem Gerät herumzuhantieren. Charlamow erkannte, das es „Abhörer“ waren. Horchposten. Die deutschen Geräuschemesser maßen die Entfernung der sowjetischen Artilleriestellungen, und Charlamow war schier verzweifelt, daß er nicht in diesem Moment seiner Division davon Kenntnis geben konnte.

Er schnallte seine Schier an und drang unter dem Schutz der Nadelbäume tiefer in das Walddickicht vor. Es war schon völlig dunkel, als er am verschneiten Steilufer der Lama anlangte und sich nach vertrauteren Gegenden durchschlug. Er fuhr langsam, die Beine mühsam fortbewegend. Seine Schistöcke wurden ihm schwer, als habe er nicht Bambusstöcke, sondern Bleirohre in den Händen. Die Stöcke in der Hand kroch Charlamow durch das vertraute Schlupfloch im Stacheldrahtverhau. Er kniete nieder, fügte die Hände zu einem Sprachrohr zusammen und rief mit heiserer, fremder Stimme. Man hörte ihn.

Nur mühsam hielt er sich auf den Beinen. Die Aufklärer hakten ihn unter wie einen Verwundeten. Doch den Vorschlag, er möge sich aufwärmen und im Unterstand des Gefechtsvorpostens ausruhen, wies Charlamow zurück. „Ich muß zur Batterie eilen. Da gibt's 'ne dringende Unterredung mit dem Kommandeur“, erklärte er und griff wieder nach seinen Schistöcken.

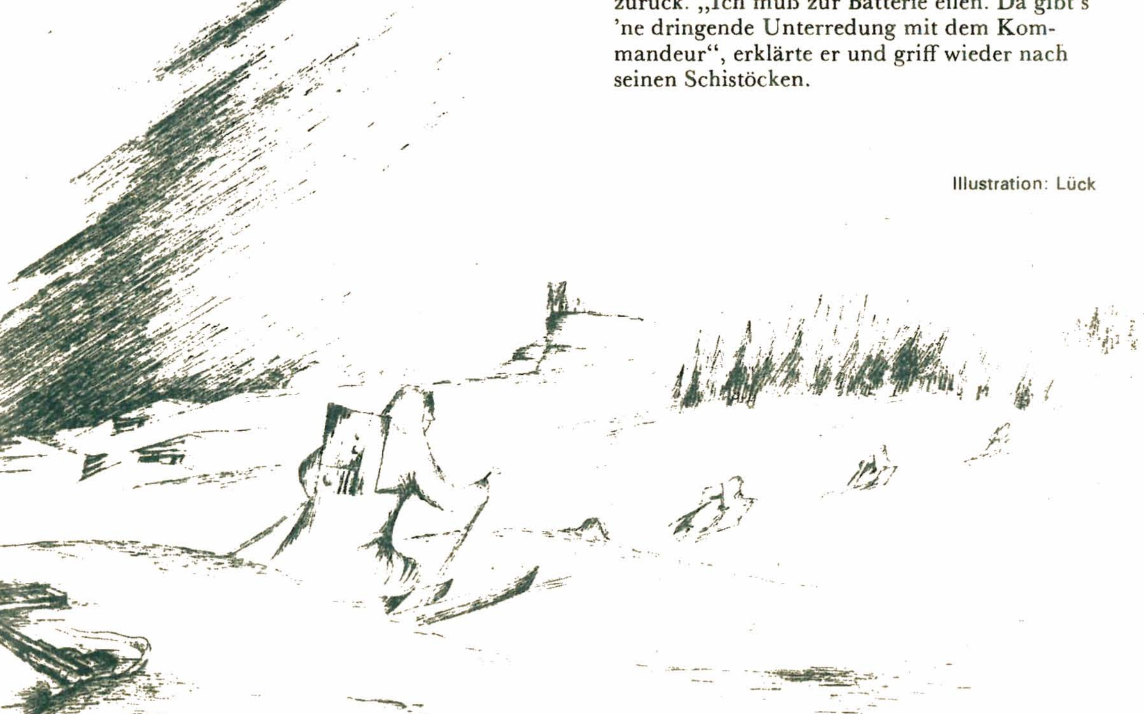
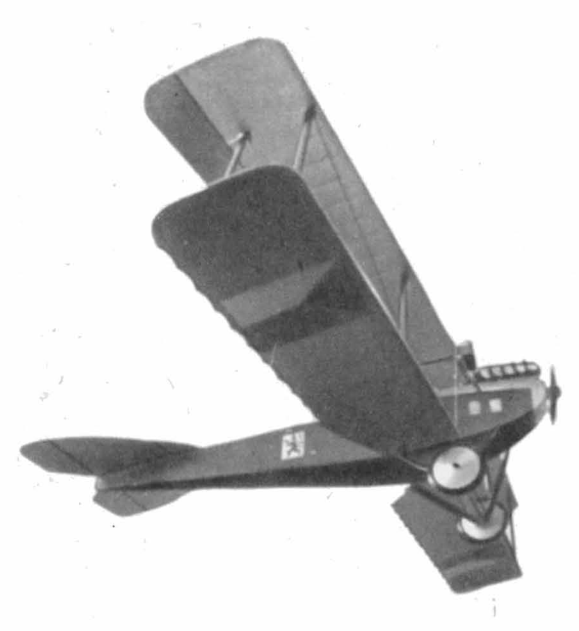


Illustration: Lück



Haben Sie Lust einzusteigen in die L-39, den 247. Flugzeugtyp tschechoslowakischer Produktion, um einen Ausflug in die 50jährige Geschichte des Flugwesens unseres Nachbarlandes zu unternehmen?

FLUG

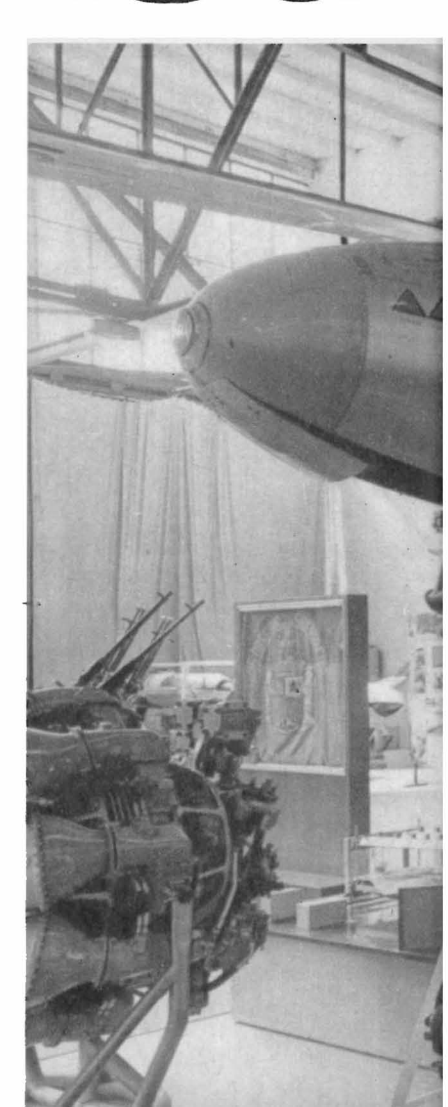
Tschechoslowakische Flugzeuge sind uns ebenso ein Begriff für Qualität wie das fliegerische Können unserer Waffenbrüder. Diese Merkmale des tschechoslowakischen Militärflugwesens resultieren aus seiner 50jährigen Tradition.

Die Prager Luftfahrtsammlung, übrigens eine Perle ihrer Art und eine der führenden im Weltmaßstab, würdigt diese Traditionen in hervorragender Weise.

1918 war das Jahr Null der tschechoslowakischen Fliegerei. Sofort nach der Errichtung der Tschechoslowakischen Republik im Oktober 1918 wurde in Prag das „Militärflugzeugarsenal" gebildet. Ein Haufen beschädigter k.u.k.-Flugzeuge war der Anfangsbestand. Die wieder aufgerüsteten „Kisten" stellten den Grundstock der jungen Luftstreitkräfte der bürgerlichen ČSR dar. Bald erhielten sie frisches Blut. Noch im „Arsenal", das später in die Flugzeugwerke Letov umgewandelt wurde, entstand das erste tschechoslowakische Flugzeug. Ein Doppeldecker, zweisitzig, und als Aufklärer konzipiert. Alois Šmolik war sein Konstrukteur, seine Typenbezeichnung ŠM-1. Im Frühling 1920 startete die ŠM-1 zum Jungfernflug. Mit der Geschwindigkeit von 194 km/h und der Gipfelhöhe von 6000 m konnte man zufrieden sein. Und so ging der Aufklärer in Serie. Eine ganze Reihe „Šmoliks" folgten – ein Rennflugzeug mit 360 km/h (!), Bomber und Aufklärer. Die gut gestalteten Vitrinen der technischen Schau in Kbely zeigen uns die Modelle dieser Veteranen.

Neben Letov entstanden auch in diesen Jahren die Werke Aero und Avia. Von Aero kam das erste Jagdflugzeug, die Ae-02 mit 225 km/h Geschwindigkeit (sehr gut für damals), und von Avia die leistungsfähigen Eindecker von Beneš/Hajn. Der Typ BH-3 war der erste Jagdtiefdecker der Welt. Er zeichnete sich vor allem durch seine Wendigkeit und Geschwindigkeit (225 km/h) aus.

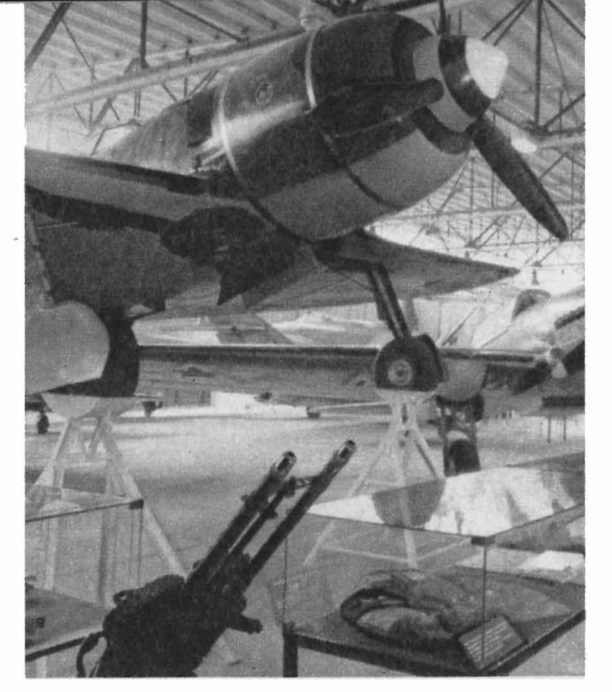
Wenn auch nur sehr wenige dieser alten Vögel im Original



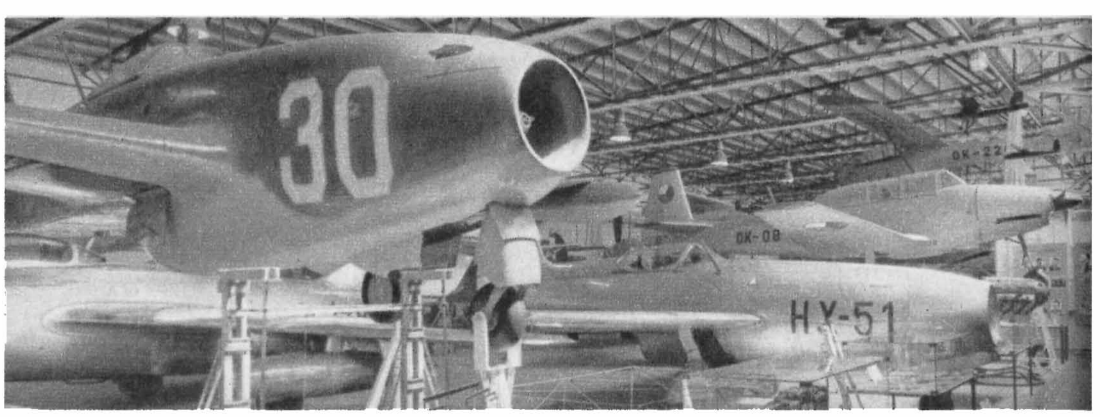
Oder bevorzugen Sie lieber einen Oldtimer? Sie möchten gar nicht fliegen? Bitte sehr, dann starten wir per pedes, in der Prager Luftfahrtsammlung Kbely, zum

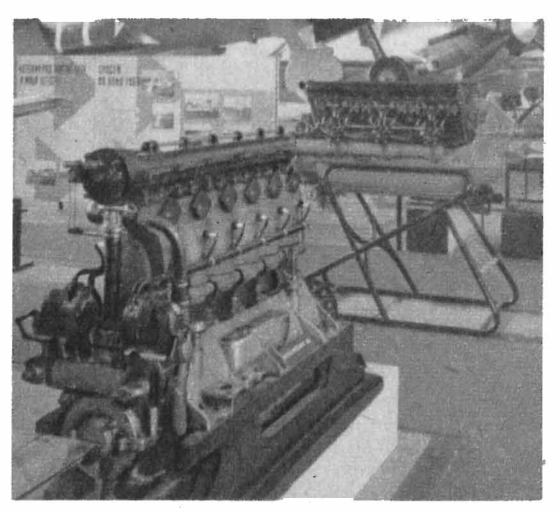
durch die Geschichte

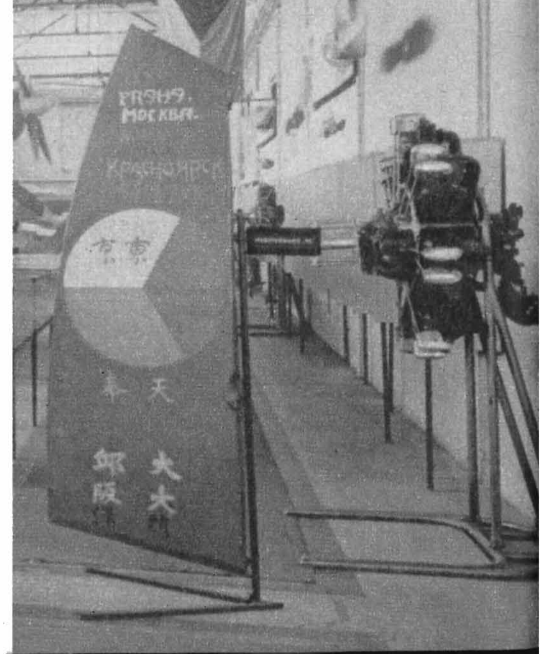




Die sowjetische La-7 (links oben), mit der das Flieger-As Koshedub 62 Gegner abschoß, wurde in der ČSR von 1945 bis 1951 geflogen. Zu den Original-Flugzeugen der Schau gehören auch die im mittleren Bild gezeigten Typen Jak 17, Jak 23 und das Schulflugzeug TOM-8 (v. l. n. r.). Stern- und Reihenmotore von damals sowie Strahltriebwerke von heute sind attraktive Exponate (links unten). Zu den „Reliquien" der tschechoslowakischen Fliegerei gehört das Leitwerk des Bombers Š-16, mit dem der Fernflug Prag–Tokio, über die Sowjetunion und China, ausgeführt wurde. Dafür erhielten die Flieger den japanischen „Orden der aufgehenden Sonne".







gezeigt werden können, so bietet die Schau immerhin die stattliche Anzahl von 69 typenreinen Flugzeugen, eine museale Leistung. Daneben geben eine Vielzahl sehr detailgetreuer Modelle, Triebwerke, Flugzeugwaffen und Bildserien aus den einzelnen Etappen der tschechoslowakischen Luftfahrt ein umfassendes Bild der Entwicklung. Uniformen und Pilotenausrüstungen, Fahnen, Rangabzeichen, Orden und Medaillen vervollständigen die Sammlung. Könnten diese Gegenstände erzählen – was würde der Betrachter nicht alles erfahren. Nehmen wir es ihnen ab.

Aus einem überdimensionalen Wandbild scheinen drei verstrebte und verspannte Doppeldecker auf den Besucher zuzufliegen. In einem Schaukasten sind vier Flugzeuge des gleichen Typs im Modell zu finden. Wir erfahren, daß es sich bei diesen Doppeldeckern um die tschechoslowakische B 534 handelt, die in den Avia-Werken von 1933 bis 1938 gebaut wurde und bis zum Überfall der Faschisten auf die Tschechoslowakei der Standardjäger der Luftstreitkräfte der ČSR war. 1932 hatte Avia-Chefkonstrukteur Beneš die B 34 entwickelt. Daraus entstand über den nicht gebauten Entwurf B 134 und aus dem Prototyp B 234 sowie über die weiteren Entwürfe B 334 und B 434 schließlich die B 534, deren erster Prototyp im August 1933 zum Erstflug startete. Was in dem neuen Flugzeug steckte, zeigten nationale und internationale Wettkämpfe: 365 km/h auf der 3-km-Strecke bedeuteten neuen tschechoslowakischen Rekord.

Vom Verteidigungsministerium der ČSR wurden insgesamt 445 Maschinen in vier Großserien bestellt. Ab Februar 1935 lieferte Avia die ersten B 534 an die Truppe aus. Noch ein anderes Flugzeug jener Jahre ist im Modell zu sehen. „B-71 Katjuscha" liest der Besucher und wundert sich vielleicht, daß ihm das Flugzeug bekannt, die Bezeichnung aber fremd vorkommt. Hinter dem tschechoslowakischen Namen B-71 verbirgt sich das sowjetische Bombenflugzeug SB-2, das sich schon in Spanien bewährte und auch im Kampf gegen die japanischen Eindringlinge am Chalchin Gol im Jahre 1939 erfolgreich eingesetzt wurde. Das Flugzeug entstand 1935 unter der Leitung von A. N. Tupolew. Der freitragende Mitteldecker in Ganzmetallbauweise mit einfahrbarem Fahrwerk hatte eine Höchstgeschwindigkeit von 424 km/h, womit er zur damaligen Zeit den Jagdflugzeugen glatt davonflog. Bewaffnet war er mit drei MG 7,62 mm, die Bombenzuladung betrug 600 kg. Für diesen Typ hatte das Ministerium für Verteidigung der ČSR 1936 die Rechte zum Lizenzbau erworben und außerdem ein Jahr später 30 SB-2 in der Sowjetunion gekauft. Neben diesen und vielen anderen Modellen sind es vor allem aber die 69 Originalflugzeuge, die den Besucher in ihren Bann ziehen. Da ragt die spitze Propellernabe mit Dreiblattluftschraube eines grau-grün gespritzten Flugzeuges über eine aus Anschauungstafeln gebildete Zwischenwand. Bei näherem Hinsehen erweist es sich als die IL-10. Dieser Nachfolger des



Eine militärtechnische Kostbarkeit ist diese sowjetische 130-mm-Flak. Mit Geschützen dieser Art wurde der Luftraum Moskau verteidigt.

berühmten „Sturmowiks" IL-2 griff noch in den letzten Kriegsmonaten in das Kampfgeschehen ein, nachdem der 1. Prototyp Ende 1943 zum Erstflug gestartet und die Serienproduktion im Herbst 1944 angelaufen war. Gegenüber der IL-2 war die IL-10 aerodynamisch verbessert und mit einem noch stärkeren Triebwerk ausgerüstet worden. Die Luftstreitkräfte der Tschechoslowakei benutzten das Flugzeug, dessen letzte Version V-förmige Tragflügel besaß und IL-10 M hieß, von 1951 bis 1957. Die IL-10 wurde auch in der Tschechoslowakei gebaut. Wieder waren es die Avia-Werke, die ein Flugzeug nach sowjetischen Lizenzen fertigten. B-33 lautete die tschechoslowakische Bezeichnung. Neben den sowjetischen Kanonen NS-23 und UTB-20 erhielt sie acht 130-mm-Raketen tschechoslowakischer Konstruktion. Heute gibt es von diesem Flugzeug nur noch wenige Exemplare. Deshalb ist die Leitung der Prager Sammlung auch besonders stolz darauf, dieses Original zu besitzen.
1943 waren in der UdSSR unter maßgeblicher Leitung des heutigen Präsidenten, Armeegeneral Ludvik Svoboda, tschechoslowakische Einheiten aufgestellt worden, die den Kampf gegen den Faschismus aufnahmen. Zu ihnen gehörte ab Mai 1944 das 128. tschechoslowakische selbständige Jagdfliegergeschwader, das mit sowjetischen Jagdflugzeugen La-5 (S-95) ausgerüstet wurde und sich an den Kämpfen in der Sowjetunion beteiligte, den Slowakischen Nationalaufstand unterstützte und mithalf, die Heimat zu befreien. Die La-5 machte den Faschisten seit der Schlacht im Kursker Bogen durch ihre überlegenen Kampfeigenschaften besonders zu schaffen. In der Ausstellungshalle steht ihre Nachfolgerin, die La-7. Mit ihr waren ab 1945 auch die Jagdfliegereinheiten der ČSR ausgerüstet. Das Flugzeug erhielt die Bezeichnung S-97 und blieb bis in die fünfziger Jahre in der Ausrüstung. Im Jahre 1951 kamen als Ersatz die ersten Jak-17 und Jak-23 in die Jagdfliegereinheiten. Beide Flugzeuge sind in der Ausstellung als S-100 und S-101 in Originalgröße zu sehen. Mit diesen Typen begann für die tschechoslowakischen Luftstreitkräfte die durchgängige Umstellung auf Strahlflugzeuge. Waren es Ende 1951 erst 73 S-100, so verfügten sie ein Jahr später bereits über 650 und ab Ende des Jahres 1953 über 1321 S-100. In der Jagdbomberversion konnte dieses Flugzeug zusätzlich zu den beiden 23-mm-Kanonen Bomben und Raketengeschosse mitnehmen. In der Halle steht hinter den beiden Jakowlew-Strahljägern gleichsam symbolisch das Nachfolgemuster MiG-15. Es war in den tschechoslowakischen Luftstreitkräften nur wenig später



als die Jak eingeführt und bald auch in Lizenz produziert worden; ebenso wie die nächsten Strahlflugzeuggenerationen MiG-17, MiG-19 und MiG-21. Daß auch englische und deutsche Kriegsflugzeuge mit ČSR-Hoheitszeichen ausgestellt sind, hängt damit zusammen, daß tschechoslowakische Flieger auch in England und mit erbeuteten Flugzeugen den Kampf gegen die Unterdrücker ihres Volkes aufgenommen hatten.

Major W. Kopenhagen











Die B 574, der ehemalige Standardjäger, diente bis 1944. Zumeist flogen die tschechoslowakischen Piloten sowjetische Typen – die IL-2, IL-10 u. a., später die IL-28, die MiG-15 und deren Nachfolgemuster bis zur MiG-21 (von oben nach unten). Auch andere ausländische Flugzeuge, wie Spitfire, Me 109 oder FW-190, waren im Kriege im Bestand der tschechoslowakischen Luftwaffe.

„Der Friederich, der Friederich,

das war ein arger Wüterich!
Er fing die Fliegen in dem Haus
und riß ihnen die Flügel aus...“

Den kennen wir doch!? Ja, in dem beliebten Kinderbuch vom „Struwelpeter“ ist uns dieser Wüterich schon einmal begegnet. Hier sei deshalb die Geschichte einiger moderner Friederichs erzählt. Sie reißen nicht nur die Fliegenflügel aus und verprügeln nicht nur Hunde. Sie rupfen vielmehr arg ihre Mitmenschen und behandeln sie wie Hunde und... Doch lesen Sie selbst unsere modernen Friederichs-Geschichten. Sie sind noch spannender als die aus dem „Struwelpeter“. Sie haben nur einen – allerdings großen – Nachteil: Sie sind wahr.

Von D. Engelbrecht

Unser erster Friederich, nennen wir ihn Friedrich X., wurde nach dem Kriege ein ebenso „Christlich-Sozialer“ wie er vorher ein hingebungsvoller Hitler-Jugend-Führer gewesen war. Der kernige Bayer hatte erkannt, daß ihm die Christlich-Soziale Union eines Franz-Josef Strauß politische Heimat und – nicht nur nebenbei – auch Quell einträglicher Geschäfte sein könnte.

Überspringen wir die einzelnen Abschnitte des Aufstiegs unseres Friedrichs X. bis in das Jahr 1956. Da setzte ihn nämlich der CSU-Chef Franz-Josef Strauß als Generalsekretär der CSU ein. Friedrich X. Weg vom Referenten im Vorzimmer des bayrischen Justizministers und einstigen CSU-Vorsitzenden Müller (1952) über den Staatsanwaltsposten zum bayrischen Regierungsrat war nicht immer gerade gewesen. Doch seit 1956 wurde seine Vorliebe für die krummen Wege ganz offenkundig. Und der Wegabschnitt, der ihm 1956 unmittelbar bevorstand, sollte besonders dornenreich und schmutzig sein. Friedrich X. verstand es aber, daß die Dornen die anderen stachen und er selbst wieder blendend weißgewaschen wurde.

Man muß wissen, daß 1956 in Bayern die Bayernpartei regierte. Wollte die CSU bei den Bundestagswahlen im Jahre 1957 den Gipfel der Regierungsmacht ersteigen, mußte die Bayernpartei auf der Strecke bleiben.

Und sie ging zu Boden. Das geschah so: Plötzlich tauchten Gerüchte über die damaligen Minister der Bayernpartei Geiselhöringer und Baumgartner auf, und einer ihrer Partei-„freunde“ beschwor die Anwürfe sogar: ‚Die Minister hätten ihm zugesichert, er würde die Genehmigung für eine Spielbank (lies: Spielhölle) in Bad Wiessee erhalten. Als Gegenleistung hätten die Minister eine beträchtliche Bestechungssumme entgegengenommen.‘

In Wahrheit hatte unser Friedrich X. im Auftrag seiner CSU-Profis den korrupten und finanzhungrigen Politiker der Bayernpartei unter Zusicherung einer nicht geringen Summe zum Meineid angestiftet. Denn ein Meineid war es. In einer Gerichtsverhandlung konnte den Ministern der Bayern-Partei nichts nachgewiesen werden. Wer aber glaubt, die Bayern-Partei stand danach wieder als glorreicher Sieger im politischen Ring, der kennt sich nicht aus in jenem politischen Profitgeschäft. Die Bayern-Partei war vielmehr inzwischen K.o. gegangen. Die Wähler waren in die Irre geführt und die Koalitionspartner der Bayernpartei ins Lager der CSU gedrängt oder gelockt worden.

Die CSU stand also 1957 auf dem Siegespodest.[1]) Mit dem neuen Bundestagsmitglied Friedrich X. in ihren Reihen. Was tat's, daß sich dieser Kämpe im Juni 1960 wegen Anstiftung zum Meineid vor Ge-

richt verantworten mußte. Der Dr. der Rechtswissenschaften Friedrich X. schwor gleich noch einen Meineid: ‚Er hätte von der ganzen Sache nichts gewußt‘! Und so erhielt er von seinen Berufskollegen nicht mehr als „4 Monate bedingt“. 1961 wurde er sogar völlig des politischen Tiefschlags freigesprochen. In einer Berufungsverhandlung bestätigten ihm gewisse Ärzte für die Zeit seiner Falschaussagen „verminderte geistige Leistungsfähigkeit (§ 51,2)“. Eine Freispruchbescheinigung, die dortzulande geradezu bevorrechtete, im gleichen Jahr abermals in den Bundestag gewählt zu werden.

Ja, unser Friedrich X. kann nach der Devise leben: „Manchmal muß man sich die Hände dreckig machen, aber dann muß man sie sich eben wieder waschen.“



Kommen wir zu einem anderen modernen Friederich, den wir Friedrich Y nennen wollen. 1960 wurde eine „Bayern-Union, Wohungstreubau-Bauberatungsgesellschaft mbH“ ins Leben gerufen. Sie sollte Bausparern, meist Beamten und Handwerkern, zu Wohngrundstücken verhelfen. Auf den Briefbögen der Firma prangte der Name des Friedrich Y, der mit 25% Kapitalanteil gleichzeitig als Vorsitzender des Aufsichtsrates zeichnete. Der Rest der Besatzung trug gleichfalls wie Friedrich Y das Parteibuch der CSU in der Tasche.

Zu jener Zeit saß ihr Parteichef Franz-Josef Strauß in Bonn als Kriegsminister. Und es war erstaunlich, welch glückliche Hand die „Bayern-Union“ immer hatte. Überall im Süden, wo nach geheimen Plänen Garnisonen neu entstehen sollten, tauchte Friedrich Y auf. Er kaufte Bauland, noch ehe Konkurrenten Wind bekommen hatten, was bevorstand. Wenn dann das Strauß-Ministerium seine Projekte öffentlich vorlegte, war es „gezwungen“, bereits bebautes Land und Wohnungen bei der Bayern-Union zu kaufen.

Nur die Bausparer kamen nicht zu ihrem ersehnten Ziel. Hun-

[1]) Hamburger Illustrierte „Stern“ am 6. September 1970: „Die CSU kam vor 13 Jahren in Bayern nicht durch Wahlen, sondern durch ein kriminelles Komplott an die Regierung. Die CSU kaufte einen Mann, der durch einen Meineid mißliebige Politiker ruinierte.“

NEUE FRIEDERIZIANISCHE DENKMÄLER

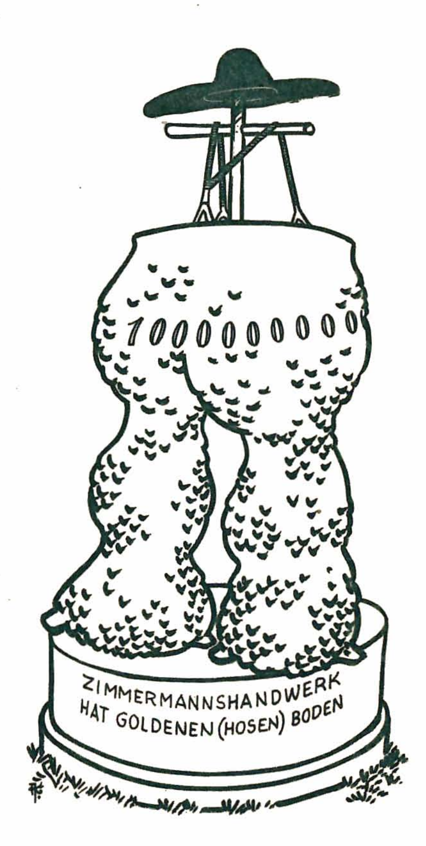
STRAUSS
F. J.
FRIEDRICH X
MANAGER DER GNADENLOSEN RECHTEN

derte von ihnen wurden hereingelegt. Als die Bayern-Union 1967 Bankrott anmeldete, wiesen ihre Geschäftsbücher folgende Zahlen aus: 1600 Wohnungen waren gebaut worden. Das eigene Gesellschaftskapital betrug eine halbe Million. Die Bausparer forderten 19,21 Millionen Einzahlungen zurück. 14,13 Millionen waren in Bauobjekten aber nur dinglich gesichert.
Über das Verbleiben der restlichen 5 Millionen könnte Friedrich Y sicherlich aufschlußreichen Aufschluß geben. Vor dem Münchener Schwurgericht brauchte er sich aber nicht zu verantworten. Während sich dort die Bausparer stritten, wurde er dort nie gesehen.



„Kleine Fische! Kleine Fische im doppelten Sinne! Einmal jener Räuber, der sich mit fünf Millionen abgibt, und dann jene gutgläubigen Fischlein, die zusammengenommen nicht mehr als 5 Millionen hergeben." So mag der Herr Schneider denken, seines Amtes Geschäftsführer der deutschen Luftfahrt- und Raumfahrtindustrie. Und das mögen auch die Gedanken des Herrn Pohle sein, des Generalbevollmächtigten der Flick AG, also Westdeutschlands größtem Konzern.
Beide sind übrigens Mitglieder des Verteidigungsausschusses des Bundestages, dem seit 1965 ebenfalls ein Friederich vorsteht. Nennen wir ihn Friedrich Z.
Jener Verteidigungsausschuß ist nicht irgendein Ausschuß. Er übt einen wesentlichen Einfluß auf die Militärpolitik, die Aufrüstung, die militärische Planung und anderes mehr aus. Und dieser Ausschuß, dem Friedrich Z. vorsteht, steuert offenbar den richtigen Kurs. Meint sicherlich auch Herr Pohle vom Flick-Konzern. Die Zeit, seit Friedrich Z. am Steuer steht, wurde zur Zeit des großen Fischzuges für den Konzern.
Er baut maßgeblich den Panzer „Leopard". Bisher wurden davon 1845 für die Bundeswehr angekauft. Der Preis für einen Panzer beträgt 1,1 Millionen Westmark (ohne Ersatzteilausstattung).
Der Verteidigungsausschuß, dem unser Friedrich Z. vorsteht, muß auch jeden Export von Waffen genehmigen. Und er genehmigte für Belgien 334 Panzer, für die Niederlande 468, für Italien 200 und außerdem den Lizenznachbau von weiteren 600 Stück. Herr Pohle kann mit Friedrich Z. zufrieden sein, mit dem er übrigens der gleichen Partei angehört, der CSU.
Alle Beratungen im Verteidigungsausschuß gehen hinter verschlossenen Türen vonstatten. Was herausdringt, sind Beschlüsse und Vorlagen. Friedrich Z. kann mit Stolz sagen: Auch seitdem ich dem Verteidigungsausschuß vor-

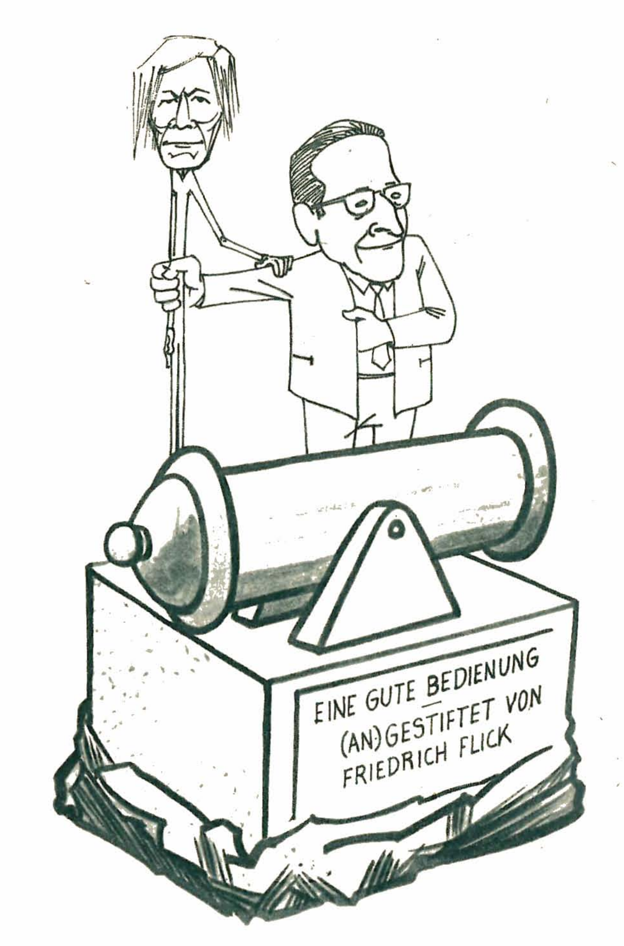
Karikaturen: Klaus Arndt



stehe, wurden all seine Vorlagen vom Parlament angenommen.



So viele Friederichs...Auf der letzten Wehrdebatte des Bundestages ging ein Dr. Friedrich Zimmermann von der CSU mit dem SPD-Verteidigungsminister Schmidt ins Gericht. Hoch schlugen da die Wellen. Man müsse noch ein paar Fregatten mehr für die Ostsee anschaffen, erklärte der Zimmermann. Schmidt dagegen meinte, eine größere Anzahl Torpedoschnellboote und Raketenboote sei in der Ostsee militärisch schlagkräftiger.
Und dann wurde die Debatte ganz haarig. Der Minister lasse den Soldaten einen zu langen Haarschnitt, meinte der Zimmermann. Worauf der Minister bissig erwiderte: Hauptsache, die Soldaten haben Haare auf den Zähnen und wissen, was sie unserer gemeinsamen Sache schuldig sind.
Und da war es wieder einmal klar, daß der Herr Minister in den prinzipiellen Fragen vom Scheitel bis zur Sohle mit Herrn Friedrich X, pardon Herrn Friedrich Y, pardon Herrn Friedrich Z einig ist.
Ja, so viele Friederichs – in einer Person. Ja, der Abgeordnete Zimmermann von der CSU ist mit jenem politischen Intriganten und Bestecher aus der Spielbank-Affaire Friedrich Y und mit jenem Betrüger der Bausparer Friedrich X identisch. Ebenso wie mit jenem Friedrich Z., der seit 1965 dem Verteidigungsausschuß vorsteht. Ja, noch immer vorsteht. Mit Zustimmung der SPD.
Und mit der Würde dieses Amtes erklärt der Friedrich Zimmermann dann heute: „Einen steigenden Verteidigungshaushalt halte ich für existenzwichtiger als eine europäische Sicherheitskonferenz."



Wie der Minister Schmidt.
Zimmermann lehnt auch entschieden den Kernwaffensperrvertrag ab, der die Weiterverbreitung von Kernwaffen verhindern soll.
Auch die SPD-FDP-Regierung hat den Vertrag noch nicht dem Parlament vorgelegt.
Und dann brachte der Dr. Zimmermann zum Ausdruck, daß die ungeheuerlichen Massaker der USA in Vietnam eine „völlig normale" Begleiterscheinung eines Kriegesseien. Vom Minister Schmidt nicht widersprochen. Bleibt zu ergänzen, daß von 1965 bis 1969 Schmidt gemeinsam mit Zimmermann im Verteidigungsausschuß saß. Seit jener Arbeit, so ließ Schmidt verlauten, duze er sich auch mit dem Abgeordneten Pohle. Pohle aber ist Schatzmeister der CSU und Generalbevollmächtigter des Flick-Konzerns.

„Herr Schmidt, Herr Schmidt,
der faßte gleichen Schritt,
und sprach es klar und offen an:
Mich hat, so wie den Zimmermann,
der Fortschritt um den Schlaf gebracht!
Wir brauchen die Atomstreitmacht."

Soldat auf KURZ Zeit



Ein gellender Pfiff weckt mich aus dem kurzen und unruhigen Schlaf. Eben noch hat mich ein Traum in mein Büro entführt, da heißt es jäh: „'Raustreten zum Frühsport!" Bei diesem ersten Morgensport geben wir frisch einberufenen Reservisten keine glücklichen Figuren ab. Seit mehreren Jahren aus dem aktiven Wehrdienst entlassen, verpaßte uns gut gehaltenen Endzwanzigern die BA-Kammer überwiegend Uniformen mit Bauchweite. Ludwig, unser Stabsgefreiter, behauptet, daß er mit seinem W-50-Kipper auf den Wegen seiner Genossenschaft besser gehüpft sei als jetzt mit den eigenen Füßen. Viele von uns sind Berufskraftfahrer und daran gewöhnt, sich hauptsächlich auf Rädern zu bewegen. Doch auch den anderen macht die Bewegung auf eigenen Füßen in diesem schnellen Tempo tüchtig zu schaffen.

Aus den Fenstern sehen uns Soldaten anderer Einheiten zu, wenn wir Sport treiben oder durchs Kasernengelände marschieren.

„Na, Opa, die Knochen quietschen wohl schon?" Unseren „Stabser", er hat drei Jahre freiwillig gedient, bringt das in Rage:

„Ich habe '61 hier in Berlin mitgemacht. Da war mehr als nur Schneid gefragt. Doch marschieren können wir auch jetzt noch."

Fortan gibt sich jeder noch mehr Mühe. Bald besteht kaum noch ein Unterschied zwischen dem Marschtritt der 19jährigen und unserem.

Schon am nächsten Tag wird unser guter Wille



auf eine ernste Probe gestellt. Es wird befohlen, die Unterkanten der Spinde bis zu den Türen abzuziehen. Allgemeine Aufregung ist die erste Reaktion. „Schikane – Barrasmethoden – Wenn wieder gebohnert wird, sieht man jeden Fleck – Arbeitsbeschaffung." So und ähnlich lauten die Urteile. Die Parteimitglieder unter uns verlangen Aufklärung. Wie einige Genossen vermuteten, ist unsere Aufregung durch eine unzureichende Information ausgelöst worden. Auch als Soldaten können wir unsere Aufgaben wirkungsvoller lösen, wenn wir sie genau kennen. Der Politstellvertreter erläutert uns den Zweck: Die neueinzustellenden jungen Soldaten sollen eine vorbildliche Unterkunft vorfinden. Die Schränke sollen unten neu gestrichen werden...

Die aufgeregten Debatten sind schnell beendet. Bis zum Abend ist der gegebene Befehl ordentlich ausgeführt. Die innere Ordnung unserer Kompanie wird mit der Note „Gut" eingeschätzt. Belohnte Mühe.

In die ersten zehn Tage Grundausbildung fällt auch unser erster Gefechtsalarm. Einmal Erlerntes muß in Sekundenschnelle anwendungsbereit sein. Rasch bringen wir auch das letzte Stück unserer umfangreichen Ausrüstung an den für ihn vorgesehenen Platz. Wir erinnern uns daran, wie viele verschiedenartige Gegenstände man eigentlich an einem menschlichen Körper verstauen kann, wenn man sinnvoll vorgeht. Auf Anhieb unterbieten wir die Normzeit. Zuerst steht unser vierter Zug vollständig. Zufriedene Gesichter der Ausbilder und die eventuelle Aussicht, in Zukunft alarmfreie Nächte zu haben, sind unser Lohn.

Schnell besinnen wir uns auch unserer Fertigkeiten beim Schießen. Eigentlich hatte ich schon gehofft, die weiten Sandflächen eines Truppenübungsplatzes nicht mehr wiederzusehen. Jetzt aber auferlegt uns der Zufall noch eine besondere Verpflichtung: Auf den Tag genau sind 25 Jahre vergangen seit der Gründung der SED. So gebe ich im Namen unseres Zuges die Verpflichtung bekannt, die Schießaufgabe mit der Note „Sehr gut" zu erfüllen.

Die meisten Genossen haben das früher schon geschafft. Doch sich jetzt vor die Kompanie hinstellen und eine Verpflichtung abgeben? Kaum einer wagte sich an die Eins heran. Mit manchen gab es heftige Debatten, bevor wir uns auf die Bestnote geeinigt hatten.

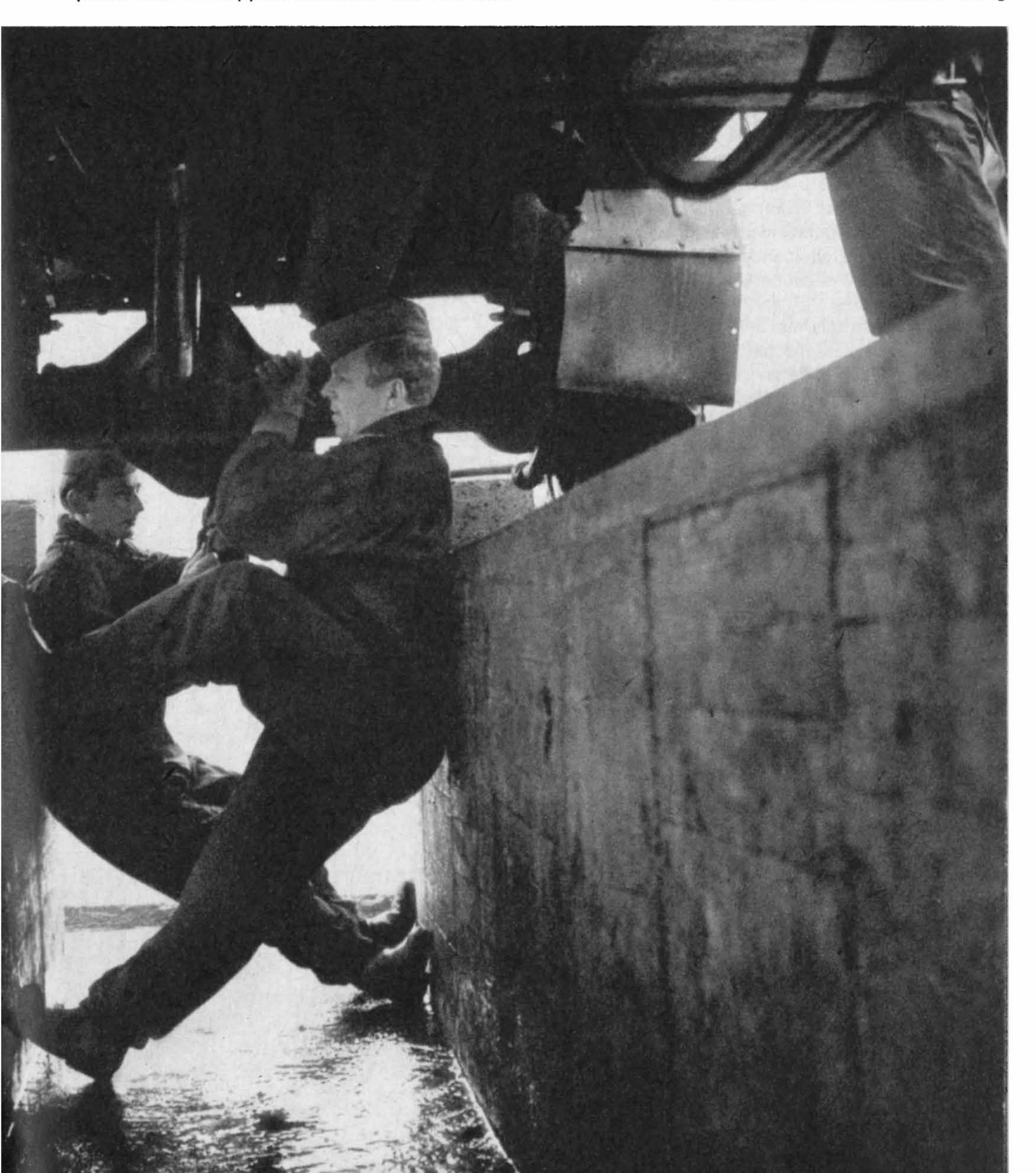
Brütende Hitze und gleißende Sonne tun das ihre, um uns das Schießen zu erschweren. Vor unseren Augen schwimmt alles – Kimme, Korn und das Ziel. Alte Tricks werden aufgewärmt. Wir berußen die Visiere mit Streichhölzern, damit das Metall nicht glitzern soll. Gefreiter Büchner, Autoschlosser aus der Rhön, ärgert sich, weil er seine Brille vergessen hat, die er zum Weitsehen benötigt. Trotzdem schafft er die Note „Gut". Das ist übrigens die einzige Zwei in unserer Gruppe. Alle übrigen Genossen bringen sehr gute Noten von der 200 Meter entfernten Trefferanzeige mit. Die grüne Mannscheibe ist also auch jetzt noch für keinen mehr ein Problem. Wir können mit unserem Ergebnis zufrieden sein. Keine andere Gruppe der Kompanie überbietet uns. Unsere Zufriedenheit hält aber nur solange an, bis alle Ergebnisse bekannt werden. Unserem vierten Zug fehlen nur zwei Zehntel an der angestrebten Eins, wir haben unser Ziel also um Haaresbreite verfehlt. Doch sollen wir darüber traurig sein? Immerhin sind wir damit Spitzenreiter der Kompanie. Nun wird die Fahrausbildung zeigen, wie wir auch unsere weiteren Pflichten als Reservisten ehrenvoll erfüllen.

Hinter dem Lenkrad fließt der Schweiß in Strömen. Gefreiter Witassek, Reichsbahningenieur aus Potsdam, hat das letzte Mal vor acht Jahren bei der NVA auf dem Bock gesessen. Es kostet ihn Mühe, sich wieder zurechtzufinden. Doch auch die Berufskraftfahrer unter uns müssen sich anstrengen, um ihr fahrerisches Können zu beweisen. Es ist weiß Gott nicht so einfach, sich mit dem „Ural" in den engen Gassen von Alt-Köpenick an der Straßenbahn vorbeizuzwängen. Wie breit so ein W 50 ist, merke auch ich erst, als ich eine Bordsteinkante mit dem Hinterrad erwische. Die Genossen hinten auf der Ladefläche registrieren jeden Fahrfehler, mitunter in Form von blauen Flecken oder gestauchtem Rückgrat.
Hochinteressant sind für uns immer wieder die speziellen Besonderheiten bei den einzelnen Kfz.-Typen. Bei einem LKW, den man noch nicht kennt, den Ölstab zu suchen, das mutet uns manchmal wie ein lustiges Gesellschaftsspiel an. Einige Abwechslung schafft es uns auch, daß sich die Konstrukteure für die Bedienung der Handbremse immer wieder etwas Neues ausdenken. So lernt man eben immer hinzu. Das ist wohl auch ein Grund dafür, daß man uns noch einmal in Uniform steckte.
Doch aller Kummer, den ich mit der Fahrausbildung gehabt habe, ist schnell vergessen. Als ich nach zehn Tagen zusammen mit drei anderen Genossen als Kraftfahrer einer Kompanie zugeteilt werde, erhalte ich einen S 4 000. Diesen Typ kenne ich zur Genüge von meinen aktiven 18 Monaten her. Doch unsere Fahrzeuge haben durchschnittlich zehn Jahre Dienst in der NVA auf den Achsen. Diese „Veteranen", sie könnten fast als Oldtimer gelten, sind von anderen Truppenteilen ausgesondert und nun bei uns aufs Altenteil gesetzt worden. Hier dienen sie noch dem täglichen Transport, bis sie wahrscheinlich eines Tages auf dem Schrottberg oder auf einem Übungsplatz als Zielscheiben ihre letzte Station finden werden. Neue Wagen stehen derweil sauber und aufgebockt in den Hallen bereit.
Mit unseren „alten Schlitten" legen wir nun täglich viele Kilometer zurück. Keine Ausbildung im Gelände, kein Wäsche- oder Ausrüstungstransport, bei dem die „Alten" nicht ihre treuen Dienste leisten. Kaum zurückgekehrt, stehen wir dem Kompaniechef Rede und Antwort über unsere Wagen. Die Einsatzbereitschaft rangiert an erster Stelle. Was bleibt dem Gefreiten Becker weiter übrig, als eines Abends noch das Lenkgetriebe seines Fahrzeuges auszuwechseln? Nachts kann Alarm kommen. Probe oder Ernst, das weiß man ja nie. Folglich heißt es 'ranklotzen. Für seine stete vorbildliche Einsatzbereitschaft wird der Genossenschaftsbauer Armin Becker mit einem Tag Sonderurlaub belobigt. Er verbringt ihn zu Hause in Thüringen bei seinem geliebten Pferdesport.
Urlaub gehört bei uns ohnedies zu den beliebtesten Gesprächsthemen. Beim ersten Appell hat der Kommandeur erklärt, die guten Leistungen der Reservisten hätten bisher immer den Urlaub gerechtfertigt. Auch wir strengen uns an, dem Beispiel unserer Vorgänger nachzueifern. Urlaub, das ist für den Soldaten ein materieller Anreiz wie kaum eine andere Belobigungsart. So spricht es für unsere hohe Einsatzbereitschaft, wenn in den zehn Wochen unseres Reservedienstes jeder mindestens einmal in Urlaub fahren kann. Einer ist in dieser Zeit Papa geworden. Briefe von Frauen und Kollegen sowie unaufschiebbare Maßnahmen unserer beruflichen Weiterbildung sind weitere Anlässe den materiellen Anreiz Urlaub anzupeilen.
Schnell gehen die Wochen dahin. Bald zählen wir die Tage bis zur Entlassung. Wer würde sich nicht darauf freuen? Das heißt jedoch nicht, nun eine



„ruhige Kugel" schieben zu wollen. Im Gegenteil, für uns heißt das, unsere Fahrzeuge so vorzubereiten, damit wir sie unseren Nachfolgern in ordentlichem Zustand übergeben können. Freilich sind wir manchmal auch sauer, wenn uns der Pannenteufel allzuoft in das Handwerk pfuscht.
„Was geht mich der Schlitten an? Ist es etwa meiner?" Solche Worte, in der Hitze erster Erregung ausgesprochen, sind öfter zu hören gewesen. Jetzt aber, wo es auf die Entlassung zugeht, regiert bei allen die Vernunft. Keiner soll uns nachsagen können, wir hätten das Volkseigentum schludrig behandelt. Während der Rasten auf den Übungsplätzen, an den wenigen Parktagen, manchmal bis in die späte Nacht hinein klebt jeder an seinem Gefährt, hantiert mit Schraubenschlüssel, Farbpinsel und Putzlappen. Liebevoll und verantwortungsbewußt. Das Fahrzeug ist das Spiegelbild des Kraftfahrers. So läßt jeder Reservist ein bißchen von sich selbst an den alten, aber treuen LKW zurück.
Der Tag der Übergabe ist da. Es herrscht eine mehr sachliche als feierliche Atmosphäre. Jeder übergibt sein Fahrzeug dem neuen Militärkraftfahrer, jungen Soldaten, mit der unausgesprochenen Verpflichtung, es weiterhin sorgsam zu warten, zu pflegen und zu meistern. Ob ältere oder moderne Technik – entscheidend ist in jedem Falle der Mensch, der sie bedient. Die Übergabe erinnert mich an meine aktive Dienstzeit, als uns kampferprobte Arbeiterveteranen die Waffe in unsere jungen Fäuste drückten: Meistert sie, für euch, für uns alle!

Gefreiter d. Res. Ekkehard Heisig



Gegen zwei Uhr morgens erscheint die Bahnhofshalle wie ausgestorben. Die Schritte der beiden Streifenwachtmeister hallen von den Wänden. Am Schalter wechseln die Männer ein paar Worte mit der Fahrkartenverkäuferin und treten dann auf den Bahnhofsvorplatz hinaus.

Für einen Augenblick verharren die beiden Transportpolizisten unterhalb der dunklen Fensterfront an der Giebelwand des Bahnhofsgebäudes. Ein flackernder Lichtschein an einem der Fenster im zweiten Stock erregt ihre Aufmerksamkeit.

„Sieht aus, als wenn's dort brennt."

„Das ist doch in der Mitropa-Verwaltung!"

Mit einem dumpfen Knall bersten die Fensterscheiben.

Steifbeinig klettert Oberleutnant Wagner aus dem Wagen, gefolgt von seinen Mitarbeitern, Leutnant Becker und Unterleutnant Bergmann. Mit übernächtigten Gesichtern starren sie zu den rauchgeschwärzten Fensterhöhlen empor. Im Treppenhaus stolpern sie über Löschgeräte. Dann stehen sie inmitten rußiger Wände. Löschwasser tropft von verkohlten Möbelresten, sammelt sich zu schmutzigen Lachen, in denen Asche und versengte Papierschnipsel schwimmen.

Leutnant Brettschneider, der Brandursachenermittler, hockt inmitten der Trümmer. Vorsichtig durchwühlt er den noch immer warmen Brandschutt.

„Na, wer in dem Durcheinander eine Brandursache finden will, muß ein Zauberkünstler sein", meint Becker skeptisch.

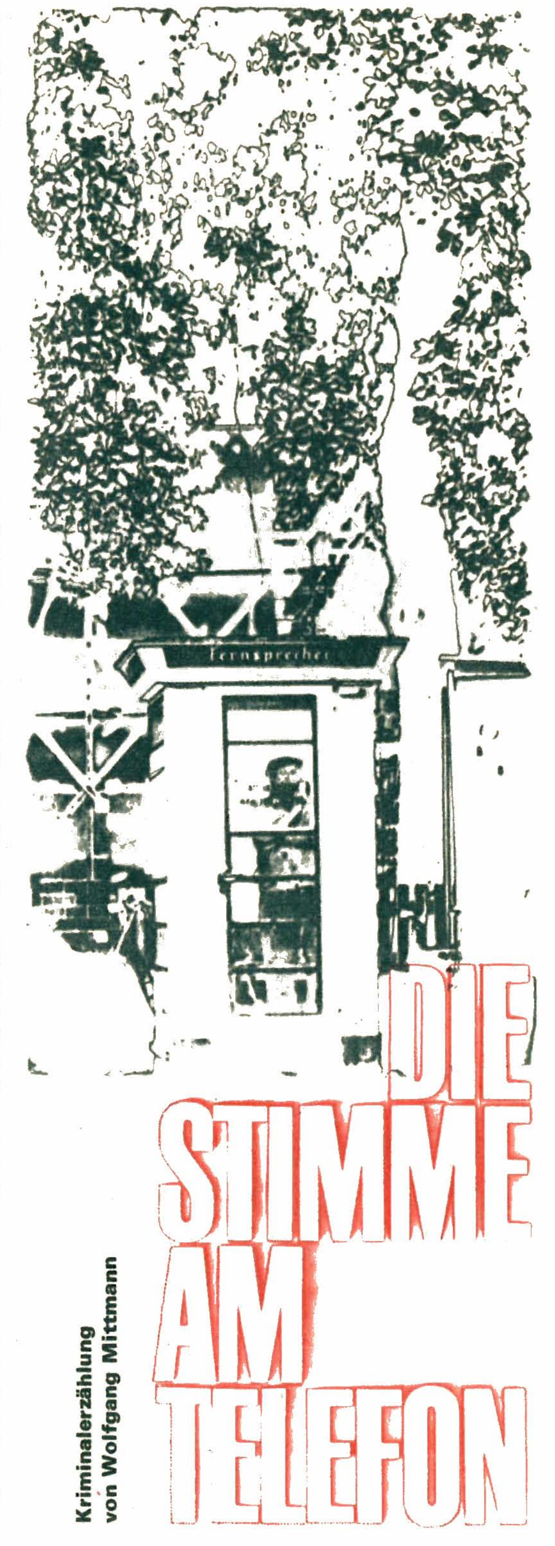
„Ach, gar nicht so schlimm", winkt Brettschneider ab. „Die meisten Menschen glauben, daß bei einem Brand alle Spuren vernichtet werden. Irrtum. Auffällig gefärbte Asche, ungewöhnliche Schlackenbildung an elektrischen Anlagen, unverbrannte Reste von Brandlegungsmitteln oder auffällige Formen des Ankohlens ermöglichen fast immer Rückschlüsse auf die Brandursache", sagt er und erklärt kurze Zeit darauf mit Bestimmtheit: „Hier müßte der Brandherd liegen. An diesem Schrank sind die größten Verbrennungen." Er hält plötzlich einen Emailletopf und die Reste eines ausgeglühten Tauchsieders in der Hand. Brettschneider weist auf die Drähte des verschmorten Kabels, die zu einer Porzellansteckdose führen, in der noch immer die Pole des verbrannten Steckers hängen.

„Der Tauchsieder war in Betrieb!"

„Also fahrlässige Brandstiftung", meint Wagner.

„Na, da kann sich die Hoffmann ja gratulieren", poltert eine Stimme von der Tür her. Die Kriminalisten fahren herum. „Ich hab's ihr ja schon immer gesagt, sie soll sich den Kaffee aus der Küche holen", schimpft der kleine, rundliche Mann im Türrahmen mit hochrotem Kopf ungeniert weiter. „Aber nein, es muß ja unbedingt selbstgekochter sein!"

„Wer sind Sie denn?" entfährt es Unterleutnant Bergmann.



DIE STIMME AM TELEFON

Kriminalerzählung von Wolfgang Mittmann

„Mahnke ist mein Name, Felix Mahnke. Gestatten Sie, ich bin der Gaststättenleiter. Eine Schweinerei ist das hier, verstehen Sie, eine Schweinerei. Die ganzen Möbel sind hin, das schöne Büro." Er bückt sich zu den versengten Papieren hinab. „Fast alle Rechnungen sind futsch. Und hier, die Kassenbons!" Anklagend hält er den Männern einige Papierschnipsel hin. „Wie soll man da Ordnung reinkriegen? Noch dazu so kurz vor der Revision!"
„Und was hat diese Frau Hoffmann mit dem Brand zu tun?" fragt Wagner kühl.
„Fräulein, mein Herr, Fräulein Hoffmann. Sie ist unsere Buchhalterin, und das ist ihr Büro. Wenn hier ein Tauchsieder in Betrieb war, wie Ihr Kollege vorhin gerade sagte, dann kann ihn nur die Hoffmann vergessen haben. Vor vier Wochen ist ihr das gleiche schon mal passiert. Da fragen Sie mal die Frau Wondratschek, die Putzfrau, die kam damals noch rechtzeitig dazu. Aber diesmal . . ., na, Sie sehen ja selbst."
Frieda Wondratschek fingert nervös am Bügel der altmodischen Damenhandtasche. Grau und unscheinbar sitzt sie auf ihrem Stuhl Leutnant Becker gegenüber.
„Also, Frau Wondratschek, Sie waren gestern, am Freitagabend, als letzte im Büro der Mitropa-Verwaltung."
Die Putzfrau nickt schüchtern.
„Erst haben Sie sauber gemacht und dann gegen achtzehn Uhr die Schlüssel unten in der Gaststätte am Büfett abgegeben."
Die Putzfrau nickt wieder. „Aber mit dem Tauchsieder, Herr Leutnant, da war alles in Ordnung."
„Sie sind also ganz sicher, Frau Wondratschek, daß der Tauchsieder in Fräulein Hoffmanns Zimmer gestern abend nicht mehr in Betrieb war, als Sie nach Hause gegangen sind?"
„Das könnte ich sogar beschwören, Herr Leutnant", wird die alte Frau jetzt lebhaft. „Ein bißchen schußlig war ja die Elvira schon immer. Vor allem, seit sie sich mit dem Karlheinz Kleppeck zerstritten hatte. Aber nachdem sie dann vor vier Wochen vergessen hatte, den Stecker vom Tauchsieder 'rauszuziehen, da hab' ich immer ganz genau aufgepaßt. Und nun hat sie ja auch einen neuen Freund, den Rudi. Wissen Sie, was der Ingenieur aus der Maschinenfabrik ist. Der hat ihr übrigens vor vier Tagen, zu ihrem Geburtstag, einen ganz neuen Tauchsieder geschenkt."
Elvira Hoffmann ist mittelgroß und dunkelblond. Die Zweiundzwanzigjährige wirkt angegriffen. Sie schluckt und sucht hastig nach ihrem zerknüllten Taschentuch.
„Warum wollen Sie mir denn nicht glauben, Herr Wagner?" fragt sie hilflos. „Rudi hat mir doch erklärt, daß mit diesem Tauchsieder überhaupt nichts anbrennen kann . . ."
„Aber, Fräulein Hoffmann, ich war selbst am Tatort zugegen, als Ihr Tauchsieder im Brandschutt gefunden wurde. Er war zur Brandzeit angeschlossen!"
Die Antwort ist erbärmliches Schluchzen.
Der Oberleutnant weiß mit dieser Situation nicht allzuviel anzufangen; und so ist er eigentlich recht froh, als das Telefon auf dem Schreibtisch anschlägt.
Leutnant Brettschneider ist am Apparat. Er bestätigt, daß der Tauchsieder als Brandursache nicht in Frage kommt. „Bei dem Gerät handelt es sich um einen sogenannten WELTOR-Sicherheitstauchsieder, der sich selbsttätig ausschaltet, wenn das Wasser verkocht ist. Das Rohr erwärmt sich und bringt eine eingebaute Lötsicherung zum Schmelzen. Damit wird der Stromkreis unterbrochen, und ein Brand ist praktisch ausgeschlossen!"
Wagner begreift. „Das bedeutet", sagt er, „daß uns jemand etwas vormachen wollte."
„Genau! Tatsächlich wurde der Brand mit Hilfe eines regelrechten Zeitzünders gelegt, bei dem eine brennende Wachskerze, benzingetränkte Stofffetzen und Pappe Verwendung fanden."
„Und wann, meinen Sie, könnte der Brand gelegt worden sein?"
„Nach meinen Berechnungen gegen zweiundzwanzig Uhr."
Oberleutnant Wagner legt nachdenklichen Gesichtes den Hörer auf die Gabel zurück. Ein wenig verlegen schaut er dem Mädchen in das vom Weinen verschwollene Gesicht.
„Ja, Fräulein Hoffmann, ich glaube, wir müssen uns bei Ihnen entschuldigen. Ihr Tauchsieder hat den Brand nicht verursacht."
Der Oberleutnant geleitet das Mädchen zur Tür. „Ach", sagt er, die Türklinke bereits in der Hand, „eine Frage hab ich doch noch. Wo waren Sie eigentlich gestern abend gegen zweiundzwanzig Uhr?"
Das Mädchen erstarrt. „Gestern abend . . . ? Da war ich im Kino", antwortet sie zögernd.
Ein bißchen zu zögernd, wie Wagner meint.
Der Oberleutnant schiebt die Ermittlungsakte beiseite und wendet sich seinen Mitarbeitern zu. „Wie hoch schätzt die Versicherung den Brandschaden?"
„Runde achttausend Mark", antwortet Becker sachlich.
„Ganz schöner Verlust", wirft Bergmann ein.
„Richtig!" stimmt Becker zu. „Vor allem, wenn man bedenkt, daß Objektleiter Felix Mahnke vor drei Wochen die Versicherungspolice erhöht hat."
„Na, das ist ja 'n Ding!"
„Das schon", räumt Becker ein. „Aber der Mann hat eine völlig logische Erklärung: Elvira Hoffmanns vergessener Tauchsieder."
Sie räumen die Akten weg und streifen die Mäntel über, als das Telefon klingelt. Knurrend läuft Wagner zum Tisch zurück und hebt den Hörer ab.
„Ja, bitte?" meldet er sich.
„Ist dort die Kriminalpolizei? Ich möchte Herrn Wagner sprechen."

„Am Apparat. Und wer sind Sie?"
„Mein Name spielt keine Rolle."
Ein anonymer Anrufer! Der Oberleutnant drückt schnell die Taste des auf dem Tisch stehenden Tonbandgerätes nieder, um das Gespräch mitzuschneiden, dann spricht er in den Hörer: „Na schön, und was haben Sie uns mitzuteilen?"
„Es geht um den Brand in der Mitropa. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich am Freitagabend gesehen habe, wie Fräulein Hoffmann gegen zweiundzwanzig Uhr über den Bahnhofsvorplatz kam und dann in das Verwaltungsgebäude ging. Sie war allein, und wenig später brannte in ihrem Zimmer Licht."
„Und das war alles?"
„Ja, mehr habe ich nicht gesehen."
„Na, hören Sie mal, da können Sie mir doch ruhig Ihren Namen . . ." Es klickt, und dann ist das Amtszeichen wieder in der Leitung. Aufgelegt.
Mit einem kurzen Blick streift der Oberleutnant die komfortable Einrichtung in Elviras Wohnung. „Fräulein Hoffmann", beginnt er dann, „Sie wurden Freitag gegen zweiundzwanzig Uhr am Bahnhof gesehen!"
Das Mädchen schluckt krampfhaft. Leichenblaß ist sie und Tränen glitzern in ihren Augen. „Ja, es stimmt . . ., ich war nach dem Kino noch mal im Büro", sagt sie nach langem Schweigen. „Bei Arbeitsschluß hatte Rudi mich abgeholt. Wir haben bei ihm zu Hause Abendbrot gegessen und sind dann ins Kino gegangen. Auf dem Heimweg merkte ich plötzlich, daß ich meine Wohnungsschlüssel im Büro vergessen hatte. Deswegen machten wir einen Umweg zum Bahnhof, und Rudi wartete unten, während ich oben war und meine Schlüssel holte."
„Warum haben Sie uns das bisher verschwiegen?"
„Aber . . ., so verstehen Sie doch, wenn ich gesagt hätte, daß ich abends noch im Büro war, dann hätten Sie doch erst recht geglaubt, daß ich an dem Feuer schuld bin."
„Ich verstehe", nickt Wagner. „Aber durch Ihr Schweigen haben Sie die Ermittlungen kompliziert. Bis der Sachverhalt geklärt ist, müssen Sie uns schon zur Dienststelle begleiten."
Becker und Bergmann gehen mit dem Mädchen zum Wagen. Oberleutnant Wagner macht sich auf den Weg zu Rudi Vollert.

Fotografik: Behrendt



„Sie sind also der Oberleutnant von der Kriminalpolizei", sagt der, „ja, Elvira hat mir schon von dieser Brandgeschichte erzählt. Eigentlich absurd, sie deswegen zu verdächtigen. Na, Gott sei Dank, die Sache ist ja jetzt geklärt."
„So klar liegt der Fall nun auch wieder nicht", entgegnet Wagner. „Fräulein Hoffman hat uns beispielsweise verschwiegen, daß sie am Freitagabend nochmals im Büro war."
Vollert blickt verlegen zur Erde. „Ja, ich weiß. Sie hat es mir erzählt, und ich habe ihr gleich gesagt, daß sie sich damit erst recht verdächtig gemacht hat. Aber die Konstruktion des Tauchsieders..."
„Ich weiß, ich weiß", fällt Wagner ihm ins Wort. „Sagen Sie, wo haben Sie eigentlich am Freitagabend gewartet, als Fräulein Hoffmann im Büro war?"
„An der Giebelwand. Direkt vor der Tür, die zum Treppenhaus führt."
„Besten Dank, Herr Vollert!" Wagner wendet sich zum Gehen.
„Aber was wird denn nun mit Elvira?" ruft der Ingenieur ihm nach.
„Sie können Ihre Braut in zwei Stunden bei uns abholen", gibt Wagner lächelnd zurück.
Der Montagmorgen ist sonnig und klar. Ein freundlicher Herbsttag steigt herauf. Oberleutnant Wagner führt mehrere Telefongespräche, fährt dann ins Kriminaltechnische Institut und kehrt gegen zehn Uhr, vergnügt pfeifend, ins Amt zurück.
„Für vierzehn Uhr habe ich eine Belegschaftsversammlung in der Mitropa angesetzt", verkündet er aufgeräumt.
Dicht gedrängt hocken achtzehn Männer und Frauen um den langen Tisch, an dessen Stirnseite Oberleutnant Wagner Platz genommen hat. Oberleutnant Wagner beginnt: „Unsere Ermittlungen sind fast abgeschlossen. Wir wissen, daß der Brandstifter mit Elvira Hoffmanns Gewohnheit, Kaffee zu kochen, vertraut war. Er wußte von ihrer Unachtsamkeit, die beinahe zu einem Brand geführt hätte. Das zwingt weitgehend zu der Schlußfolgerung, daß der Täter unter Ihnen, also hier im Raum zu suchen ist. Aber der Täter übersah, daß Elvira Hoffmann seit wenigen Tagen einen neuen Sicherheitstauchsieder benutzte. Seine Absicht, uns auf eine falsche Fährte zu locken, schlug damit fehl." Wagner blättert in der Akte, hebt dann einige Fotos hoch.
„Uns fiel auf, daß das Feuer ausgerechnet hier, an diesem Rollschrank, seinen Ausgangspunkt hatte. Also mußte es mit diesem Schrank eine besondere Bewandtnis haben. – Was bewahren Sie in ihm auf, Fräulein Hoffmann?"
„Rechnungen, Quittungsdurchschriften und die Abrechnungsbons der Kellner."
„Richtig! Bedenkt man nun, daß für die nächste Zeit mit einer Revision zu rechnen war, gelangt man unschwer zu der Schlußfolgerung, daß es dem Brandstifter auf die Vernichtung der Bons ankam. Eine Tiefenprüfung hätte, wie ich glaube, wahrscheinlich zur Feststellung zahlreicher Fälschungen geführt."
„Herr Oberleutnant, das geht zu weit!" ereifert sich der Gaststättenleiter. „Das müßte doch wohl erst bewiesen werden."
„Eben, Herr Mahnke", entgegnet Wagner, „genau so dachte der Brandstifter. Überlegen wir doch mal, wer die Möglichkeit hatte, mit Kassenbons zu manipulieren. Da wären: Die Kellner Kleppeck und Müller, die Kellnerinnen Urban, Neumann, Schroth und Lenke, die Buchhalterin Hoffmann und, nun ja, der Gaststättenleiter Mahnke."
Wachsbleich sinkt Mahnke auf seinen Stuhl zurück.
„Sicher hätten wir noch eine Weile gebraucht", fährt der Oberleutnant fort, „unter all diesen Verdächtigen den Täter herauszufinden. Da kam uns ein Herr Unbekannt zur Hilfe. Ein anonymer Anrufer teilte uns nämlich mit, daß er am Freitagabend gesehen habe, wie Elvira Hoffmann ins Büro gegangen sei. Sie wäre allein gewesen, behauptete er. Das aber stimmt nicht. Noch auf dem Bahnhofsvorplatz war Elvira Hoffmann in Begleitung Herrn Vollerts. Erst im Treppenhaus und im Büro war sie allein. Folglich kann Herr X ihr nur dort begegnet sein. Doch sie sah ihn nicht – denn er hielt sich versteckt. Dieser Herr Unbekannt ist der Brandstifter. Fräulein Hoffmanns plötzliches Erscheinen erschreckte ihn zunächst; doch als sie sofort wieder ging, bezog er es in seine Pläne ein." Im Raum kommt Unruhe auf, mißtrauische Blicke fliegen hin und her.
„Die Herren werden sich erinnern, heute morgen mit mir am Telefon gesprochen zu haben", sagt Oberleutnant Wagner nach einer kleinen Pause. „Das war nötig für eine Stimmidentifikation, ein kriminaltechnisches Untersuchungsverfahren, bei dem die menschliche Stimme als Spektogramm aufgezeichnet wird. Der Witz dabei ist, daß dieses Spektogramm immer gleich bleibt, ob man nun die Stimme verstellt, hinter einem vorgehaltenen Tuch wispert oder mit vollem Munde spricht."
Wagner hält ein diagrammartiges Bild in der Hand. „Das ist das Stimmbild des anonymen Anrufers und Brandstifters", erklärt er und nimmt ein zweites Blatt auf, „dieses völlig gleichartige Stimmbild wiederum gehört erwiesenermaßen... dem Kellner Karlheinz Kleppeck."
Mit einem Satz ist der soeben noch wie ein Häufchen Unglück auf seinem Stuhl hockende Gaststättenleiter Mahnke wieder auf den Beinen. „Unfaßbar!" schreit er. „So ein Strolch – und dann noch diese Gemeinheit gegenüber der Elvira!"
„Tja", mischt sich von der Tür her Unterleutnant Bergmann ein, „bis jetzt weiß Herr Kleppeck nur allein, was bei ihm größer war: die Rachgier oder die Raffgier. Aber das werden wir sicher auch noch erfahren."



(Ur)Waldläufer auf dem Darß









Mary, die sehr fürs Militär schwärmt, kommt ins Büro und trägt statt sonst einem Stern zwei goldene Sterne auf ihrem Pullover.
Die Direktrice hält sie an: „Soll das heißen, Ihr Freund ist jetzt Oberleutnant geworden?"
„Ach nein", sagt Mary, „mit dem einen Leutnant ist es aus, aber ich gehe jetzt mit zwei Leutnants."

Ein englischer Matrose rühmte sich, daß die Engländer auf See stets Sieger geblieben seien. „Das liegt daran, daß wir vor jedem Kampf zu Gott beteten".
„Na, das haben die Feinde auch getan", erwiderte einer der Zuhörer. „Das schon", erklärt der Brite, „aber wir beten auf englisch."

Ein Soldat geht an seinem Zugführer vorüber ohne zu grüßen.
„Warum grüßen Sie nicht, wenn Sie an mir vorbeigehen?" fragt der Offizier. „Ach, Verzeihung", versetzt der Soldat, „ich habe Sie nicht gesehen."
„Na, dann ist es gut. Ich dachte schon, Sie seien böse mit mir", lächelt der Unterleutnant.

„Was soll denn die Regimentskatze hier im Offiziersspeisesaal?", moniert der Offizier vom Küchendienst. „'Raus damit!" „Ach, lassen Sie das Tier doch hier", bittet der Koch, „wir haben heute ausnahmsweise mal Kaninchenbroiler, und keiner soll die Echtheit des Kaninchenbratens bezweifeln."

Ein Millionär in den USA wurde gefragt: „Wie kommt das, Mr. Brown, daß Ihr Sohn aus Gesundheitsgründen vom Armeedienst befreit worden ist; er sieht doch aus wie das blühende Leben?"
„Ja, ich verstehe das auch nicht", antwortet der Millionär. „Und was das Kurioseste dabei ist", fährt er fort, „ich habe noch vorher mit dem Stabsarzt um 1000 Dollar gewettet, daß mein Sohn diensttauglich ist."

Während des II. Weltkrieges bestieg ein englischer Soldat in London einen Bus mit einer Bombe unter dem Arm. Er setzte sich, die Bombe lag auf seinem Schoß. „Was haben Sie denn da?", fragte der Schaffner. „Es ist ein Blindgänger. Ich muß das Ding möglichst schnell auf freies Gelände bringen. Es kann jeden Moment explodieren!"
„Na, Sie sind mir ja ein Blödian", schimpft der Schaffner, „so etwas trägt man doch dann nicht vor allen Fahrgästen zur Schau; legen Sie es sofort unter den Sitz!"



DOTEN



Ein Fallschirmjäger soll seinen ersten Sprung machen. Im Flugzeug ist er sehr aufgeregt und nervös und rutscht unruhig auf der Bank hin und her. Dann schaut er durchs Fenster und stößt aufgeregt seinen Nebenmann an: „Menschenskind! Ich habe gar nicht gemerkt, daß wir schon so hoch fliegen. Schau mal, die Menschen dort unten, sie sehen aus wie die Ameisen“.
Der andere, ein alter Hase, rührt sich nicht vom Fleck. „Bleib ruhig“, sagt er nur, „es sind wirklich Ameisen an der Scheibe. Wir sind ja noch gar nicht gestartet.“

Fluglehrer behaupten, daß sie sehr schnell erkennen können, ob ein Flugschüler Optimist oder Pessimist ist. Wenn sie während des Fluges gefragt werden, wieviel Treibstoff noch im Tank ist, so antworten die Optimisten „halbvoll“, die Pessimisten „halbleer“.

„Aber was passiert, wenn ich abstürze“, fragt Flugschüler Fitzgerald ängstlich seinen Vorgesetzten vor dem ersten Alleinflug. „Da machen Sie sich mal keine Sorgen“, antwortet jener, „für solche Fälle haben wir immer noch eine Ersatzmaschine im Hangar.“

Ein Flugzeugexperte berichtet vor einem Senatskomitee in Washington über seine Eindrücke und Feststellungen beim Besuch der sowjetischen Luftparade in Tuschino: „Ihre letzten Düsenmodelle sind nichts anderes als eine Nachahmung unserer Modelle. Aber diese Russen sind so geschickt im Abgucken, daß sie unsere Modelle zehn Jahre früher bauen als wir.“

Ein junger Mann will Flieger werden. Um einige Eindrücke zu gewinnen, macht er auf einer Inlandstrecke einen Flug mit. Als die Maschine wieder gelandet ist, geht er zum Piloten: „Vielen Dank für die zwei Flüge“. „Wieso für zwei?“ verwundert sich jener. „Doch, für meinen ersten und meinen letzten Flug“, erklärt der junge Mann.

Ein pensionierter englischer Infanterie-Oberst besuchte erstmalig eine Flugschau. Der begleitende Offizier erklärte ihm geduldig das Düsen-Rückstoß-Prinzip, während die Maschinen ihre Luftakrobatik vollführten. „Sehr schön“, sagte der alte Oberst schließlich, „ich habe alles vollständig begriffen. Erklären Sie mir nur noch eins: Wieso haben diese Flugzeuge alle keinen Propeller?“





BATTERIE

„Da haben Sie mir ja was tolles eingebrockt", fluchte Hauptmann Hänel, Batteriechef im Truppenteil „Otto Schlag". „20 Musikanten oder solche, die's werden wollen, in meine Einheit stecken, bloß, damit eine gute Tradition nicht untergehen soll. Blasmusiker! Und die Disziplin? Die Ausbildung? Wer bläst, hat Durst, wer bläst, der trinkt. Und das Ende vom Lied? Vorkommnisse! Hui, mein lieber Hauptmann, hier mußt Du verdammt aufpassen. Dabei singt jeder ‚Mit Musik geht alles besser'. Schon, schon, bloß in einer Armee ist das eben was anderes. Beim Schießen mit den Werfern nützt die beste Notenkenntnis nichts. Auch wenn der Richtkanonier vielleicht ein tolles Trompetensolo blasen kann, findet die Granate nicht allein ihr Ziel. Nein, liebe Genossen, das ist Mehrarbeit ohne Nutzen!"

Drei Jahre später...
Im allmonatlichen Kalenderplan der Einheit Hänel ist eine neue Rubrik hinzugekommen: „Proben und Auftritte des Orchesters". Dreimal in der Woche, oder auch viermal ist die Spalte nach Dienst rot ausgefüllt. Hinweis für die knapp dreißig Artilleristen, die Instrumente hervorzuholen und in den Klub des Truppenteils zu marschieren. Dort werden sie bereits von Oberfeldwebel Ernst Conrad, dem ehrenamtlichen Leiter des Orchesters, erwartet. Heute steht etwas auf dem Programm, was nur einmal im Halbjahr möglich ist: Neueingestellte Soldaten, die sich in ihrer Freizeit dem Blasorchester widmen möchten, spielen vor...
Dazu ermuntert wurden die meisten bereits bei ihrem Ein-







treffen auf den Bahnhöfen der Garnisonsstädte des Verbandes, als Soldaten mit der Lyra auf den Schulterstücken unter den jüngsten Einberufenen nach Talenten forschten.
Namen werden notiert, dem Verband vorgelegt und Versetzungen in den „Orchester-Truppenteil" ermöglicht. Das hat sich eingebürgert und durchgesetzt.
Oberfeldwebel Conrad, dieser kleine, stämmige Genosse, dessen Blick Witz und Humor verrät, hebt den Taktstock. „Und denken Sie daran", sagt er an den Prüfling gewandt, „unsere Zuhörer fragen nicht danach, ob da ein Wehrpflichtiger oder ein Berufsmusiker spielt. Für sie alle, ob im Standort zum Platzkonzert oder zu einem festlichen Anlaß anderswo, repräsentieren wir die Armee." Die Forderung nach hoher Qualität ist nicht zu überhören. Der Soldat setzt seine Klarinette an und bläst. Einhelliges Urteil danach: „Bestanden". Auf der Besetzungsliste des Orchesters kann Genosse Conrad wieder eine Leerstelle streichen. Nun ist ein Genosse an der Reihe, der außer großer Lust und ein paar auswendig gelernten Gitarrengriffen nicht viel Brauchbares für das Orchester mitbringt.
Wird auch er es schaffen, was

Gutes Gehör und einen ausgezeichneten Ansatz braucht der Trompeter Wolfgang Groß, wenn er das Signal zum Wecken, zur Vergatterung oder zum Zapfenstreich erklingen lassen will. Er hat beides. Scharfe Augen und ein gutes räumliches Sehvermögen braucht der Aufklärer, um ausgezeichnete Ausbildungsergebnisse zu erreichen. Auch hier verfügt er über beides (rechts oben). Mit Musik geht alles besser – auch die Exerzierausbildung. Hauptmann Hänel: „Wir sparen die halbe Ausbildungszeit ein." (rechts unten).



Gern gesehener Probengast ist Batteriechef Hänel (links oben, 1. v. r.), der bei der Auswahl des Repertoires berät. Gleichermaßen eng geknüpft sind die Bande zu den Kollegen der Weißenfelser Trommelwarenfabrik. Ehrensache, daß die Instrumente der Soldaten als Dankeschön für ein Platzkonzert fachkundig überprüft werden (rechts oben). Eine Tradition: Klingender Empfang neuer Genossen auf dem Garnisonsbahnhof (links). – Mit dem Bestentitel geehrt wurde der Zug, dem die Soldaten Frank Hötzel, Christoph Rösner und Burkhard Weber angehören (rechts unten, von r. n. l.).



so manch anderer „Ungelernter" vor ihm erreichte? Unterfeldwebel Schubert zum Beispiel. Als Baßgitarrist kam er zum Truppenteil Schlag. Als er wieder ging, konnte er Tuba blasen.

An der großen Trommel sitzt Soldat Christoph Rösner, der seit einem halben Jahr an diesem Rhythmusinstrument übt. Auch er wurde auf dem Bahnhof „entdeckt". Ein Orchestermitglied hatte herausbekommen, daß Genosse Rösner bis zu seiner Einberufung in der Jenaer Philharmonie Bratsche spielte. „Das ist zwar nicht direkt was für unser Orchester, aber den Mann können wir uns doch nicht verschenken" meinte der Entdecker und brachte Genossen Rösner mit in das Orchester. Das war gut so. Nach kurzer Umlernzeit schlug Genosse Rösner die große Trommel. Zudem hatte Genosse Conrad von nun an einen Mann vom Fach an seiner Seite. Dies ist für die Anleitung eines solchen Klangkörpers ganz prima. Dabei brauchte der Bratscher aus Jena gar nicht, wie er befürchtete, sein Saiteninstrument für 18 Monate wegzupacken. Nein, der sympathische und bescheidene Genosse konnte weiter trainieren. Abwechselnd im Keller und im Klub des Truppenteils. „Ich wollte den anderen nicht auf den Wecker fallen." Im Keller erklangen jedoch die Sonaten und Etüden nur so lange, bis sich Stubenkameraden Christophs ein Herz faßten und drängten, daß er doch auch im Zimmer einmal was vorspielen solle. Nur so. Eben mal. Der Musiker, dessen Finger die Bewegung brauchen wie der Soldat den Frühsport, nahm an. Interessierte Zuhörer wurden auch diejenigen, die bisher meinten, das alles sei für sie viel zu schwere Musik. Solches Können bleibt natürlich nicht lange „Verschlußsache" einer Einheit. Während des Kulturausscheids im Truppenteil erklang von der Bühne herunter die Sonate für Viola und Klavier von Henry Eccles. Am Klavier begleitete – Ehefrau Eva-Maria Rösner. Auch sie war gleichermaßen überrascht wie froh, daß es mit der Kunst und Kultur nun doch nicht für lange Zeit vorbei war.

Soldat Wolfang Groß, Aufklärer und Trompeter hatte ebenfalls geglaubt, sich für die Zeit des Wehrdienstes von seinem Instrument verabschieden zu müssen. Wehmütig, aber was halfs? Kollegen und Bekannte meinten: „Früher, da hättest du *die* Chance gehabt

mit der Trompete bei der Truppe. Aber heute, da gibt es nur eines: Ausbildung, Ausbildung und nochmals Ausbildung. Kannst die Trompete getrost zu Hause lassen." – „Nun, sie mußten es ja wissen", erinnert sich Genosse Groß. Wie groß aber war sein Erstaunen über die erste Frage auf dem Weißenfelser Bahnhof: „Wer kann ein Instrument spielen, wer kennt Noten?" Schon vom nächsten Urlaub brachte der kräftige Artillerist sein ihm liebgewordenes Instrument mit. „Siehst du", mag er dabei in Gedanken seiner Trompete zugeflüstert haben, „das ist ja gar nicht so wie vorausgesagt. Öfter bald als zu Hause werde ich dich brauchen. Morgens zum Wecken, zur Vergatterung und abends zum Schlafengehen gehören wir unbedingt dazu. Und erst im Orchester. Du wirst schmettern vor Freude."



Jeder ist eben seines Glückes eigener Schmied. Besser man tut was dafür, als mit den „Ratgebern" zu klagen.

Apropos Klagen: „Genosse Zugführer, Leutnant Buchmann, bei soviel Harmonie ringsum stören Mißtöne um so mehr. Können Sie über solche vielleicht in der Ausbildung klagen?"

„Im Truppenteil gab es Genossen, die sagten uns ganz unverblümt ins Gesicht: ‚Wenn ich Sie und Ihr Orchester sehe, dann wird mir schwindlig'. Diese Genossen waren der Meinung, uns würde in der Ausbildung manche gute Note geschenkt, da wir mit der Musik doch so viel Gutes für den gesamten Truppenteil tun. Es könne doch nicht mit rechten Dingen zugehen, daß wir Inspektionen und Überprüfungen stets mit ‚gut' absolvieren, obwohl bald die Hälfte der Batterie Musik macht. Musik, die anspruchsvoll ist und deswegen viel Zeit und Arbeit erfordert. Da genau liegt der Hase im Pfeffer. Viel Arbeit, ja. Viel Zeit, auch. Aber den Jungs und uns macht's doch Spaß. Ein Spaß, dessen Auswirkungen sich gerade im

Dienst bestens widerspiegeln. Anfangs glaubten wir auch, die Ausbildung gerate ins Hintertreffen. Wir befürchteten, die Ausgangsuniform würde die wichtigste für unsere musikalischen Artilleristen werden. Aber es kam anders. Gewiß ist es mitunter nicht leicht, alles unter einen Hut zu bringen. Doch wer die Beschlüsse der Partei zu Kultur und Kunst begriffen hat und ernst nimmt, der findet sowohl Zeit als auch Rat in den kompliziertesten Situationen. Schlichter gesagt: Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Wenn man uns deswegen im ganzen Truppenteil die





Aller halben Jahre wieder: Neue Genossen spielen vor, und Oberfeldwebel Conrad ist ein strenger Zuhörer (links Mitte). Die Schlagzeuger haben beim Chef ein besonders schweres Brot, denn der Orchesterleiter ist selbst ein leidenschaftlicher Rhythmiker (rechts). Fundierte Notenkenntnisse als Voraussetzung für erfolgreiche Proben hilft Genosse Rösner (links oben) vermitteln. Hier ist es Wolfgang Keßner (rechts neben ihm), dem er etwas erklärt. – „Der Glanz gehört zum guten Ton", lautet die Devise des Orchesterleiters, der es sich nicht nehmen läßt, das „Waffenreinigen" (links unten) persönlich zu leiten. Zahlreiche Instrumente stammen aus dem EWE.

‚Künstlerbatterie' nennt, dann verstehen wir das im doppelten Sinne: 30 junge Artilleristen beherrschen die Kunst der Musik ebensogut wie die Kunst des Schießens und des Soldatenalltags."

Nicht ohne Grund stehen die Vorgesetzten so auffällig hinter ihren Musikern. Mit welch schlimmen Ahnungen wurden sie doch einst in die Granatwerferbatterie aufgenommen. „Sichere Vorkommnisse" und „Fahrkarten-Artilleristen" sollten sie sein. Na, Genosse Hauptmann Hänel? Noch immer der Ansicht? „Um Himmels Willen. Einmal habe ich den Genossen in Gedanken





Unrecht getan, auch wenn ich sie es habe nicht spüren lassen. Das genügt." Der Batteriechef geht in seinem Dienstzimmer auf und ab. Immer wieder blickt er zur Trommel, die hinter dem Bett steht. Sie scheint ihm das Stichwort gegeben zu haben. „Was man mit ein bißchen Musik doch alles machen kann. Die Ziele der Exerzierausbildung zum Beispiel erreichen wir mit unserem Blasorchester in der Hälfte der vorgegebenen Zeit. Überhaupt marschiert jetzt der Truppenteil sehr gut. Und die Disziplin? Keine Sorge. Aus den Reihen der Musiker kam bis heute noch nicht ein Verstoß. Darauf sind wir stolz."

Unteroffizier d. R. Heinz Stade

Wider Willen sagte Genosse Hauptmann Hänel vor knapp drei Jahren „Ja" zu dem Vorhaben, das entstehende Orchester in seiner Einheit zu konzentrieren. Sollte diese Zusage gegenüber den Vorgesetzten und der Parteiorganisation kein Lippenbekenntnis bleiben, mußte der Batteriechef all seine Kraft und Autorität nutzen, um dem Befehl Leben zu verleihen. Der Hauptmann schenkte Vertrauen und empfing Vertrauen zurück. Heute sorgen er, sein Führungskollektiv und die von ihm erzogenen musizierenden Artilleristen im Dreiklang für den richtigen Ton.



Feldküche auf Raupen

Eine Feldküche mit einer Kochstelle für drei 110-l-Kessel wurde auf dem Vollkettentransporter GT-T der Sowjetarmee installiert. In dieser Küche kann für 140 Mann stationär und auch während der Fahrt in unwegsamem Gelände gekocht werden. Lebensmittel für acht Tage sowie 300 l Wasser befinden sich in dem hermetisch abdichtbaren Fahrzeug. Die Kessel werden mit Diesel beheizt.



Selbstlöschende Anzüge?

Zum Schutz gegen Flammen und hohe Temperaturen findet die Polyamidfaser „Nomex" in den Armeen verschiedener kapitalistischer Länder immer größere Anwendung. In Schweden wurden Flugzeugführer, in Frankreich, Holland und Belgien Panzerbesatzungen mit Bekleidung aus diesem Material ausgerüstet. Auch Feuerwehrtrupps sowie Einheiten, die mit Treibstoffen umgehen, erhalten solche Anzüge. Abgesehen von der schweren Entflammbarkeit der Nomexfaser besitzt sie Selbstlöscheigenschaften, auch schmilzt und tropft sie nicht.

Planiergerät für Tatra 813

Für die Straßenzugmaschine Tatra 813 wurde in der ČSSR das Planieranbaugerät, Typ BZ-T 813, geschaffen. Das Gerät besteht aus dem Planierschild, einem Hebel-Stellmechanismus, der Vorsatzgleitstütze und dem hydraulischen Kraftübertragungssystem. Die Bedienung erfolgt aus dem Fahrerhaus. Folgende Arbeiten sind mit dem BZ-T 813 möglich: Ausheben von Gräben und Deckungen für technische Kampfmittel bzw. für Gefechtsstände usw.; Bau von Straßen- und Kolonnenwegen; Einebnen von Trichtern und Gruben sowie Beseitigen leichter Sperren.

Metallose Panzermine der JVA

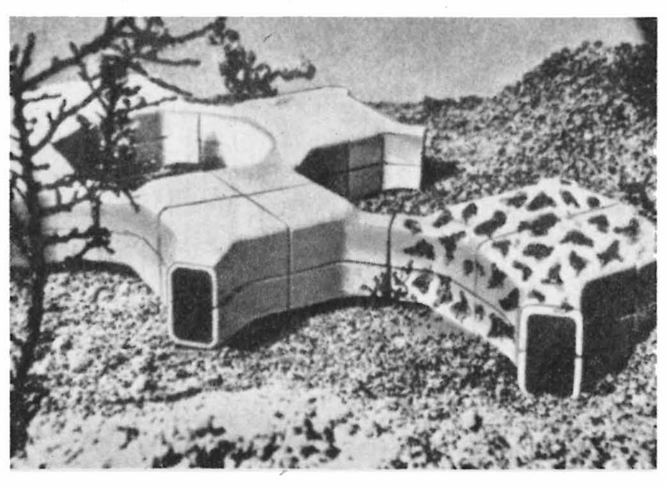
Kürzlich wurde eine von jugoslawischen Konstrukteuren entwickelte metallose Panzermine den Truppenteilen der JVA zugeführt. Diese neue Mine spricht auf keines der herkömmlichen Minensuchgeräte an. Ihr Körper besteht aus Kunststoff, Zement und Asbest. Der Zünder reagiert auf einen Druck von 180 kp.

Wankel-Diesel aus England

Rolls-Royce hat für das britische Kriegsministerium einen neuen zweistufigen Wankel-Dieselmotor mit zwei Scheiben entwickelt, dessen Versuchslauf noch in diesem Jahr stattfinden soll. Der Motor hat ein Kammervolumen von 1 265 cm^3 in der Hochdruckstufe und leistet bei 4 500 U/min 350 PS.
Der Motor besteht aus zwei übereinander gebauten Kreiskolben. Der untere führt die Niedrigverdichtung und der obere die Hochverdichtung aus. Die geringe Masse von 450 kg und die Abmessung von 835 × 726 × 718 mm werden als das eigentlich Wertvolle an diesem Wankel-Diesel bezeichnet, der ausschließlich für militärische Zwekke verwendet werden soll.

Kunststoffbunker in Wabenbauweise

Eine neue Baumethode für militärische Unterkünfte hat ein Züricher Architekt entwickelt und im Modell dem eidgenössischen Militärdepartment vorgeführt. An die Stelle der bisherigen Baracken sollen neuartige Kunststoffbunker in Elementbauweise treten. Sie sind einfach und schnell zu montieren und können sowohl über dem Boden mit Tarnbemalung als auch mit Erdschutz verwendet werden.



Neues MG-System von Beretta

Die bekannte italienische Waffenfirma Beretta entwickelte auf der Basis des Schweizer Schnellfeuergewehrs SG 530/1 ein MG-System (IMG und Spezialkarabiner) mit dem Kaliber 5,56 mm. Die Waffe ist als Gasdrucklader konstruiert, kann Einzel- und Dauerfeuer schießen, besitzt ein Drehvisier und eine Vorrichtung für Gewehrgranaten. Die Masse der neuen „Beretta" beträgt 3,43 kg, die Feuergeschwindigkeit 630 Schuß/min, die Anfangsgeschwindigkeit (V_0) 970 m/s. Das Magazin faßt 30 Patronen.



Leichtlafette

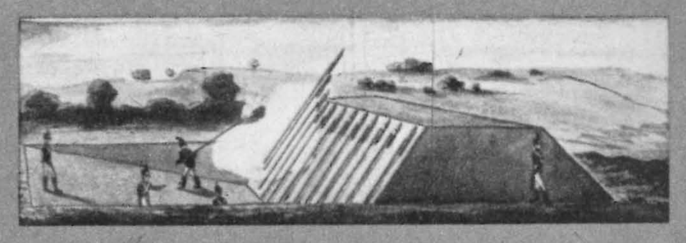
Überall dort, wo bisher das Gewicht und die Größe der in der Bundeswehr vorhandenen 20-mm-Kanonenlafette ihrem Einsatz Grenzen setzte, soll künftig die Leichtlafette MK 20 Rh 202 verwendet werden. Die Masse dieser neuen Rheinmetall-Entwicklung liegt unter 200 kg (einschl. 50 Schuß Munition). Das Geschütz kann von einem Mann bedient und ohne Werkzeug in Traglasten zerlegt werden. Die Kanone soll besonders zum Erdkampf und zur Tieffliegerabwehr eingesetzt werden.



Englische Raketen bei Leipzig 1813

Von den Congrevschen Brandraketen dürfte der interessierte Leser schon gehört haben; daß sie von einer englischen Batterie in der Völkerschlacht bei Leipzig eingesetzt wurden, wird weniger bekannt sein.
Es war am entscheidenden 18. Oktober 1813. Die Franzosen suchten an diesem Tag von Paunsdorf her in die schwachbesetzte Lücke zwischen dem linken Flügel der Schlesischen Armee und dem rechten Flügel der Hauptarmee einzudringen. Zur Verstärkung der Verbündeten wurde hier die Nordarmee in den Kampf geführt. Es war das Korps Bülow. Zwei schwere russische Batterien, eine preußische und die britische Raketenbatterie beschossen das von der französischen Division Durutte besetzte Paunsdorf so heftig, daß die Franzosen das Dorf räumen mußten. Es wurden nur kleinere Raketen von zwei bis vier Pfund verwendet. Die Batterie stand unter dem Befehl des Kapitäns Bogue. Nach der Flucht der Franzosen aus Paunsdorf nahm die Batterie einen Stellungswechsel vor, wurde aber so unglücklich in der Schußlinie einer preußischen Artilleriebrigade aufgestellt, daß letztere vorübergehend ihr Feuer einstellen mußte. Ehe die Engländer zum Abbrennen ihrer Raketen gelangten, drangen französische Tirailleurs (Schwarmschützen) wieder vor, erschossen dabei den Kapitän Bogue und verwundeten einige Pferde, die scheu wurden und durchgingen. Im erbitterten Ringen drängten die Verbündeten die Franzosen wieder zurück.
In den Berichten über die Völkerschlacht wird die Wirkung der neuartigen Raketenwaffe hoch eingeschätzt. So heißt es z. B.: „Wen diese feurigen Drachen anspien, der mußte bei lebendigem Leibe verbrennen, denn der harzige Stoff ihrer Ladung haftete am Fleisch unabtrennbar und unauslöschlich. Ein ganzes Bataillon der Franzosen ergriff die Flucht, als einige von der Mannschaft so unglücklich waren, mit dieser neuen Art von Geschoß Bekanntschaft zu machen."
Die Raketenbatterie zählte in Leipzig 145 Mann aller Ränge, darunter werden besonders erwähnt: 3 Offiziere, 1 Chirurg, 7 Unteroffiziere, 5 Bombardiers, 3 Hufschmiede, 3 Kummetsattler, 1 Stellmacher, 1 Trompeter, 82 Kanoniere und 24 Fahrer. 97 Pferde standen zur Verfügung. Wieviel Raketenabschußgestelle in Leipzig verwendet wurden, ist nicht genau zu beantworten.
Die Erinnerung an diesen Einsatz der britischen Raketenbatterie in der Völkerschlacht ist in Leipzig und im englischen Heer lebendig geblieben. Sechs englische Kaufleute, die sich bei der Jahresfeier der Völkerschlacht im Jahre 1814 in Leipzig trafen, ließen vom Universitätsbaumeister Siegel ein Grabdenkmal für den gefallenen Kapitän Bogue in Taucha errichten, das 1896 von dessen Nachkommen und Offizieren der britischen Artillerie erneuert wurde und auch jetzt noch auf dem Friedhof von Taucha steht.

Dr. Heinz Füßler



Der Tag geht zu Ende. Langsam senken sich Schatten auf das Gebirge. Lautlos wie die großen Schneeflocken, die vom Himmel fallen.
Die rumänischen Gebirgsjäger haben sich eingegraben. Feldwebel Enache, der eine Baumhöhle entdeckte, versucht dort, seinen Rücken zu wärmen. Inmitten des Waldes, beim Gefechtsstand der Kompanie, entzündeten die Melder zwischen schützenden Felsbrocken ein Feuer. Immer wieder kommt ein Soldat vorbei, um sich ein wenig aufzuwärmen. Das Bild gleicht dem eines Heiduckenlagers, erinnert an die Kämpfe der aufständischen leibeigenen Bauern. Allerdings fehlen noch die Hammel, als Vorrat zwischen den Bäumen hängend oder bereits am

Ion Dulămiţa

NACHTS IN DEN BERGEN



Spieß bratend. Wir dagegen begnügen uns mit einer Büchse Bohnen und Rindfleisch und essen das frostharte Brot dazu.
Auf dem Berg links von uns liegt die Aufklärungskompanie. Meldegänger halten die Verbindung zu ihr, denn es wurde absolute Funkstille befohlen. Irgendwo rechts muß die 1. Kompanie liegen. Mit ihr haben wir noch keine Verbindung. Die Entfernung zu ihr ist weit größer als bis zur Aufklärungskompanie, und im Gebirge handelt jede Kompanie weitgehend selbständig. Die Möglichkeit, sich zu sehen, alle Aktionen genauestens abzustimmen, ist sehr eingeschränkt.
Da erblicke ich zwischen den Schneehaufen einen hochgewachsenen Mann; er trägt eine Pelzmütze, hat den Mantelkragen hochgeschlagen und stützt sich auf einen Stock. Neben ihm geht ein Soldat mit Maschinenpistole. Als sie näherkommen, entdecke ich unter der Pelzmütze das volle, rotwangige Gesicht unseres Bataillonskommandeurs Major Pop. Ich versuche, im tiefen Schnee Haltung anzunehmen und melde.
Major Pop winkt ab und sagt: „Sei gegrüßt, Ion. Ich will mal deine Stellung ansehen. Paß auf, rechts von dir ist ein großes Gebiet Niemandsland. Sei vorsichtig, und behalte die rechte Flanke gut im Auge!"
Wir setzen uns ans Feuer. Aus einer Feldflasche biete ich dem Major Tee an. Nachdem er getrunken hat, wischt er sich den Rauhreif aus dem Schnurrbart.
„So, nun wollen wir mal in die Stellung."
Nacheinander suchen wir die einzelnen Züge auf. Für jeden Soldaten in den Schützenlöchern findet „Onkel Sandi" ein aufmunterndes Wort.
Wir kommen zum Gefechtsstand zurück. Der Bataillonskommandeur holt eine Karte aus der Tasche und sagt zu mir: „Ion, ich bin nicht nur gekommen, um die Stellung der Kompanie zu besichtigen; ich wollte dir persönlich einen Befehl der Division übermitteln. Siehst du hier halbrechts diese Anhöhe? Bis dorthin sind es ungefähr drei Kilometer. Morgen früh, im Morgengrauen, müssen wir unbedingt wissen, ob sie besetzt ist."
Kein schöner Auftrag. Es ist Nacht, neblig, und es schneit. Mein Entschluß ist schnell gefaßt:
„Ich werde zwanzig Mann mit Skiern nehmen und selbst gehen."
„Gut, Ion. So hatte ich es mir auch gedacht. Wenn ich mich aber nicht irre, so hattest du



Schmerzen im Bein. Oder geht es wieder?"
„Es geht wieder."
„Also dann, viel Erfolg!"
Mein Blick folgt dem sich entfernenden Kommandeur, dem geradlinigen, energischen und gleichzeitig so fürsorglichen „Onkel Sandi", für den das ganze Bataillon glatt durchs Feuer gehen würde. Bald ist seine Gestalt zwischen den Tannen verschwunden.
Ich rufe die Zugführer zusammen, gebe ihnen den Befehl bekannt und bespreche mit ihnen die Lage. Alle Möglichkeiten werden erwogen, jede Einzelheit wird festgelegt. Um uns in dem dichten Schneetreiben nicht zu verirren, wollen wir Telefonkabel abrollen und außerdem die Bäume kennzeichnen. Abmarsch soll um Mitternacht sein.
Fünfundzwanzig Mann sammeln sich beim Gefechtsstand der Kompanie zum Aufbruch . . . Richtung halbrechts, drei Kilometer. Alle haben Schneehemden übergestreift, die weiß wie der Schnee sind, der uns umgibt. Über die Köpfe haben wir weiße Kapuzen gezogen. Zwanzig Genossen laufen auf Skiern, die anderen fünf, die Kabelrollen tragen, haben Schneereifen an den Füßen, mit denen sie gehen können, ohne im Schnee zu versinken. Taschen mit Munition werden unter die Schneehemden gesteckt, weiße Leinwand oder Mull umhüllen die Maschinenpistolen auf den Rücken.
Ich kontrolliere aus einigen Metern Entfernung, ob die Tarnung ausreicht.
„Hinlegen!"
Sie gleiten zu Boden und sind eins mit dem Schnee. Dann stützen sie sich auf die Stöcke und springen auf; nicht der leiseste Ton ist zu hören.
Wir gehen hintereinander; den Schluß bilden ein Soldat mit Kabeltrommel und ein gelernter Böttcher, der Kerben in die Bäume schneiden wird. Es geht bergauf, immer quer durch den Schnee. Kein Pfad ist zu sehen. Aber auch wenn einer da wäre, könnte man ihn kaum entdecken, denn der Schnee liegt hüfthoch. Unsere Köpfe streifen die Zweige. Schnee fällt auf die Kapuzen. Hin und wieder knackt ein Ast unter der Schneelast. Wir



Wenn andere Transportmittel versagen, sind den Gebirgseinheiten der rumänischen Streitkräfte noch immer die Pferde getreue Helfer.



Panzer in den Bergen sind kein alltäglicher Anblick; und es erfordert schon Kunstfertigkeit, mit ihnen im gebirgigen Gelände zu operieren.

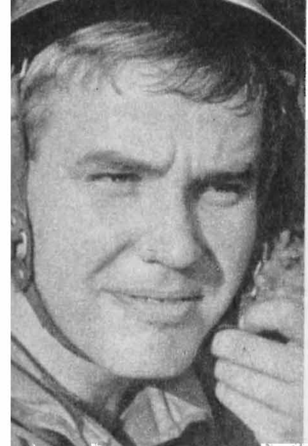
bleiben stehen und lauschen. Nichts. Doch dann flattert ein Nachtvogel in den Zweigen; sein Schrei durchdringt die Stille.
Flüsternd verständigen wir uns über die zurückgelegte Strecke: ein Kilometer. Das dünne Kabel verfängt sich in den Ästen. Von Zeit zu Zeit wird die Spule gefettet, damit sie nicht quietscht. Der Böttcher hat mit dem Einkerben der Bäume zu tun, deren Rinde er flink abschält. Diese Vorsichtsmaßnahme, die einigen zuerst übertrieben und zu zeitaufwendig erschienen ist, erweist sich als überaus nützlich, als es auf einmal heißt: „Halt, das Kabel ist gerissen!"
Alle kauern sich in den Schnee. Ich gehe nach hinten. Vom letzten gezeichneten Baum an beginnen wir, das Kabel zu suchen. Wir streifen die Handschuhe ab, wühlen mit den bloßen Händen im Schnee, finden aber nichts. Wir wühlen uns immer tiefer in den Schnee hinein. Endlich haben wir es. Die Enden werden zusammengeknüpft, und wir setzen unseren Weg fort. Jetzt viel vorsichtiger. Wir spitzen die Ohren. Keine Bewegung, kein Laut entgeht uns. Das Kabel zeigt an, daß wir zwei Kilometer zurückgelegt haben. Plötzlich blitzen im Nebel zwei kleine Lichter auf – wie Leuchtkäfer. Wir verharren, beobachten angespannt. Die Lichtpünktchen glimmen auf und verschwinden wieder. Da, noch zwei. Sie verschwinden, tauchen auf. Sind das Signallampen? Und was sind das für Schatten, die sich da bewegen?
Wir gleiten zu Boden und entsichern die Maschinenpistolen. Da kriecht jemand zu mir heran und flüstert mir ins Ohr: „Wölfe!"
Ja, es sind Wölfe. Wir kriechen weiter. Jetzt können wir sie deutlicher sehen. Sie zerfleischen einen Tierkadaver. Mit ein paar Schüssen könnten wir sie vertreiben. Aber was würde es uns nützen? Wir würden denen, die wir aufspüren wollen, nur unsere Anwesenheit verraten. Vorsichtig bewegen wir uns weiter.
Es geht noch immer bergauf. Zweieinhalb Kilometer haben wir hinter uns. Mit den Blicken versuchen wir, die Dunkelheit zu durchdringen. Steht dort eine Gestalt? Ich gebe das Zeichen, sie einzukreisen. Ist es ein Posten? Oder ein Waldhüter? Bei näherem Herankommen entdecken wir, daß es eine uralte steinerne Wegemarkierung ist.
Wir entfernen den Schnee vom Stein, tasten ihn ab – vielleicht verhilft er uns zu besserer Orientierung. Es ist aber nichts zu entziffern; und so gehen wir weiter, erreichen ein Tal. Es wäre bequemer, den Weg unten fortzusetzen. Aber garantiert wird der Talgrund ebenso wie der Gebirgskamm besonders stark bewacht. Wir wollen uns nicht der Gefahr aussetzen, direkt auf einen „gegnerischen" Posten zu stoßen; deshalb kriechen wir auf dem zwar geschütztesten, aber auch schwierigsten Abschnitt in der Mitte des



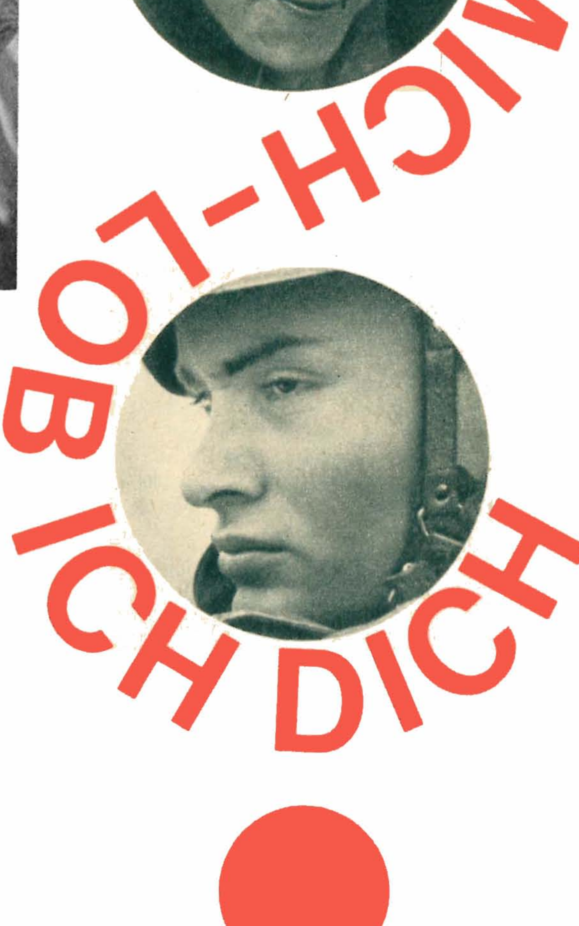


Eine Fülle von Deckungsmöglichkeiten bietet das Bergland, im Sommer (wie auf diesen Fotos) sogar noch mehr als im Winter. Deshalb ist hier die alte Sodatenweisheit von besonderer Wichtigkeit: Viel sehen, ohne selbst gesehen zu werden. Auch die Feuerstellungen gilt es geschickt auszuwählen, damit nicht tote Räume entstehen, durch die der Gegner ungehindert vordringen kann.

Abhanges vorwärts, immer unter den Tannen Deckung suchend.
Und dann hören wir Geräusche, halblaute Stimmen, das Klirren von Metallteilen.
Der Gegner hält also diese Höhe besetzt; und er fühlt sich bei diesem Wetter offenbar völlig sicher.
Es ist drei Uhr morgens. Unser Auftrag wäre eigentlich erfüllt; doch vielleicht läßt sich noch etwas mehr erreichen.
Wir verstecken uns hinter den Tannen, wühlen uns in den Schnee und beginnen gleichzeitig zu feuern. So unsanft geweckt, geraten die anderen in Panik und schießen wild in der Gegend herum. Das wollten wir erreichen. Jetzt läßt sich ungefähr die Stärke des Gegners abschätzen. Ich gebe das Zeichen zum Rückmarsch.
Auf den Skiern gleiten wir bergab, Tannen und Felsen decken unseren Rückzug. „Daheim" legen wir die Schneehemden ab. Die Waffen werden gereinigt und neu eingeölt, damit sie nicht einfrieren. Einer wie der andere sind wir schweißgebadet und „wechseln die Sachen". Das heißt, wir drehen sie einfach um, das Unterhemd wird nun über das Oberhemd gestreift. Dann bezieht jeder wieder seinen Posten in der Stellung.
Die Nacht ist wieder in Ruhe versunken. Nur hin und wieder heulen die von der Schießerei noch immer aufgeschreckten Wölfe.







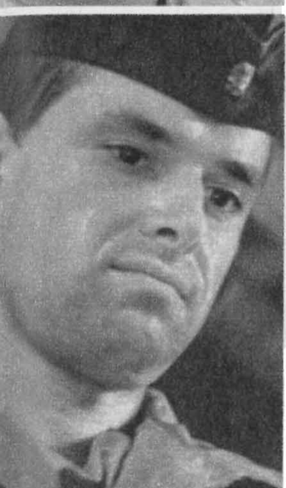
LOBST DU MICH – LOB ICH DICH!

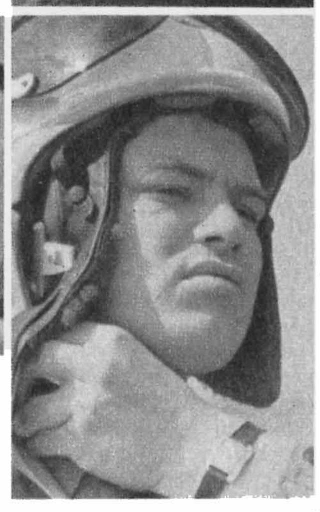
„Mein Leipzig lob ich mir. Es ist ein klein Paris, und bildet seine Leute". Nun gut, der alte Goethe hatte da ja so seine Erfahrungen. Des Soldaten Dirk Buders Bild der Stadt ist allerdings weniger von den Zechfreuden in „Auerbachs Keller' oder dem Klein-Pariserischen geprägt, sondern mehr vom harten militärischen Alltag in ihren Kasernen. Denn in eben einer von ihnen wird er ausgebildet: „Nicht schlecht, aber mit hundertmal mehr Tadel als Lob." Und da es den Menschen nun mal auch nach Anerkennung dessen drängt, was er geleistet, sähe sich Dirk wohl lieber in Lobsdorf oder in (Jena)-Lobeda oder gar im kleinen Lobetal bei Bernau. Zumindest versprechen die Ortsnamen dieserhalb Löblicheres...

Es irrt jedoch, wer meint, Dirk und die anderen befragten Genossen wollten nun partout einen Leutnant Lober, der stets nur ein lobendes Wort auf den Lippen hat und Unzulänglichkeiten mit dem Mantel des Schweigens zudeckt. „Gerecht muß es zugehen", erklärt Gefreiter Herbert Eisermann. „Und dazu müssen anerkennenswerte Leistungen auch wirklich anerkannt und nicht immer als

Die aktuelle Umfrage





selbstverständlich hingenommen werden", ergänzt Stabsmatrose Siegfried Wenzel.
Darum also geht es.
„Wo aber", fragt Unteroffiziersschüler Werner Bühlig, „liegt der Maßstab dafür, welche Leistung nun anerkennenswert und belobigungswürdig ist?"
Soldat Holger Friedrich meint, daß „das individuell verschieden ist". Maat Karlheinz Lehmann folgert daraus: „Man darf nicht alle über einen Kamm scheren, weil nicht jeder wie der andere ist und die Menschen nicht lediglich unterschiedlich benamte Produkte einer endlosen Fließbandserie sind. Also muß man bei der Beurteilung einer Leistung und auch beim Festlegen der Art und Weise, des Umfangs und der Größe, in welcher ein Lob (oder im entgegengesetzten Fall ein Tadel!) auszusprechen ist, von dem jeweiligen Menschen ausgehen."
„An irgendwas muß man sich doch aber orientieren", wirft Gefreiter Leonhard Schmacht ein.
Ohne Zweifel.
„Und zweifelsohne sind das die Forderungen des militärischen Dienstes, vornehmlich fixiert in den Normen der Gefechtsausbildung", entgegnet Hauptmann Günter Albrecht. „Damit will ich nicht sagen, daß die Erfüllung der Höchstnorm – also der für die Note 1 – die untere Grenze für Lob sein soll und folglich nur das, was besser als 1 ist, als belobigungswürdig zählt. Aber vielleicht sollte man das an einem Beispiel verdeutlichen..."
Tun wir's mit jenem, das Unterfeldwebel Johannes Spöhl nennt.
Gefechtsschießen.
„Bange war mir nicht davor. Nur beim Wolff, Achim – da hatte ich Bauchschmerzen. Zweimal schon hatte er die Bedingungen nicht erfüllt, obwohl er nicht faul gewesen war und sich Mühe gegeben hatte. Frage: Wie würde es diesmal ausgehen? Zur Freude der ganzen Gruppe schaffte er's, zwar nicht mit 1, aber mit einer glatten 2. Vielleicht hätte ihm mancher vorgehalten, daß er damit noch nicht die Forderung nach Höchstleistungen erfüllt hat. Sicherlich stimmt das im Prinzip. Aber andererseits wurde ein Fortschritt sichtbar – und dafür habe ich ihm vor allen Genossen ein ‚Dankeschön' gesagt, verbunden mit der Überlegung, daß dieses Ergebnis für ihn

ein Sprungbrett zu noch besseren Leistungen ist. Ich fand, das war einfach nötig. Und ich weiß auch, daß der Soldat sich sehr darüber gefreut hat, daß ihm das Lob neuen Mut und vor allem größeres Selbstvertrauen gegeben hat. Darauf kommt's doch aber an."

Damit wir uns recht verstehen: Lob, keineswegs muß das stets eine „amtliche" Belobigung entsprechend der Disziplinarvorschrift sein. Natürlich muß man gut überlegen, welche Leistung es rechtfertigt, den Dank im Befehl auszusprechen, zusätzlichen Ausgang zu gewähren oder Sonderurlaub, Sach- oder Geldprämien zu geben oder den Genossen vor der Truppenfahne zu fotografieren bzw. einen Belobigungsbrief an die Eltern oder den Betrieb zu schreiben. Dahinter müssen schon, wie es in der DV 10/6 heißt, „außergewöhnliche Leistungen bzw. hervorragende, umsichtige oder mutige Einzelleistungen" stehen. Jedoch, verdienen – wie Obermatrose Lars Köhler es nennt – nicht „auch die vielen alltäglichen Leistungen des militärischen Dienstes ein anerkennendes Wort?"

„Siehe unseren letzten 30-km-Marsch", meldet sich Soldat Jochen Loewe zu Wort. „Einunddreißig Grad im Schatten, wir aber fast nur in der Sonnenglut. Davon fünf Kilometer unter Schutzmaske! Junge, lief da die Brühe! Einige waren nahedran, schlapp zu machen. Absolut durchgeweicht und zerschlagen kamen wir vorm Kompaniegebäude an. Da hieß es dann: ‚Stillgestanden – weggetreten!' Hut ab vor unserem Kompaniechef, der die ganze Tortur mitgemacht hat. Aber warum hat er nicht mal ein Wort der Anerkennung gefunden? Und wenn er nur gesagt hätte: ‚Jungs, das habt ihr gut gemacht!' Aber nichts. Junge, waren wir sauer."

Ich kann's ihm nachfühlen.

Und deswegen meine ich, die Soldaten Rudolf Brunicki und Klaus Weise haben völlig recht mit ihrer Devise: „Wir loben uns einen Vorgesetzten, der nicht alles als selbstverständlich hinnimmt, sondern Lobenswertes auch lobt."

„Die Masche kenne ich", widerspricht Unteroffizier Harry Jacobson: „Lobst du mich, lob ich dich! Oder man kann auch sagen: Eine Hand wäscht die andere. Beim Loben darf man ruhig ein Geizhals sein."

Protest von allen Seiten.

Stabsfeldwebel Rüdiger Baumgart: „Jeder Mensch will sich bestätigt sehen, braucht Erfolgserlebnisse. Er will nicht nur vor sich selbst sagen können: ‚Ich habe etwas geleistet.' Er will und er braucht diese Anerkennung auch von seinem Vorgesetzten, von seinem Kollektiv. Das aber geschieht durch die vielfältigsten Arten des Lobens." Major Gerd Sieber: „Sicherlich gibt es überall noch vieles besser zu machen. Das muß man sehen, dementsprechend muß man die Aufgaben stellen und auch – wenn es nötig ist – Kritik üben, tadeln und auf die Beseitigung von Mißständen dringen. Zuerst aber muß man stets sagen, was geschafft wurde, durch wen und mit wessen Hilfe, zuerst also muß man das Geleistete würdigen und anerkennen. Mir scheint, daß uns gerade der VIII. Parteitag der SED auch dafür ein Beispiel gegeben hat. Ich möchte nur daran erinnern, mit welchen herzlichen Worten er besonders den Angehörigen der NVA für ihre großen Leistungen zum Schutz unserer sozialistischen Heimat gedankt hat. Dieses Wort ist an jeden Soldaten gerichtet, und aus ihm nimmt er die Gewißheit, gut und richtig gehandelt zu haben, zugleich aber spornt es zu neuen Taten, zu neuen und höheren Leistungen an."

Gefreiter Walter Pröhl: „Mit Lob soll man nicht verschwenderisch, aber auf keinen Fall auch geizig sein. Nicht nur die Belobigung, sondern schon ein freundliches, anerkennendes Wort wirkt oft wunder. Es hebt die Stimmung, weil man spürt: ‚Deine Leistung und dein Einsatz werden geachtet und nicht nur so stillschweigend hingenommen.' Ich glaube, das ist sehr wichtig – auch für das ganze Klima im Kollektiv."

Eine sowjetische Psychologin, so sei ergänzend hinzugefügt, hat ermittelt, daß Menschen bei guter Stimmung – bewirkt durch ein gutes Miteinander im Kollektiv und durch stete Anerkennung des Geleisteten – für die Erfüllung einer bestimmten Arbeitsaufgabe durchschnittlich 1,5 bis 2,6 s benötigten, bei schlechter Stimmung – hervorgerufen durch ein ungesundes Betriebsklima, durch ständiges Herumnörgeln der Leiter und durch ein Mißverhältnis zwischen Lob und Tadel – dagegen 2,5 bis 3,3 s. Es besteht also ein ursächlicher Zusammenhang zwischen der richtigen, vor allem das Positive hervorhebenden Einschätzung des Geleisteten und der im weiteren geforderten Leistung.

Und eben deshalb lobe auch ich mir jenen Vorgesetzten, der mir nicht immer nur vorhält, was ich noch zu machen habe und womit er noch nicht zufrieden ist, sondern der zugleich – und vorab – anerkennt, welche Fortschritte erreicht wurden und dafür wenigstens das Wörtchen „Danke" über die Lippen bekommt. Kurzum, es geht mir wie den hierzu befragten Soldaten um eines: Daß eben die Vorgesetzten – und mancher sicherlich mehr als bisher – das Erziehungsmittel Lob stets richtig in ihre gesamte erzieherische Arbeit einordnen. Dann brauchte wohl auch der Soldat Dirk Buder nicht mehr nach Lobetal zu schielen . . . *K. H. F.*

A				E	●		S				D		●	E					R
	●	●		●					A	●	A					●		●	●	
A				E		●	D			●				●		S		U		
	●		●			G			●		●	S					●		●	
	R		K		●		●		T				●		●		B			E
●		●			T			●			R	●			A			●		●
G				●		●	S			N				●		●			C	
●		●	E					●	N	●		●	G				I	●		●
	A			●		●	R				R			●		●				
●		●		A				●		L		●		O		D		●		●
A					●		●	S				R	●		●			A		
	●		●		I				●		●		R		E		●		●	
		S				●	A			●	L			●			E			T
	●	●		●					R	●				E		●		●	●	
R			N			●		N				S		●		A				S

KREUZGITTER

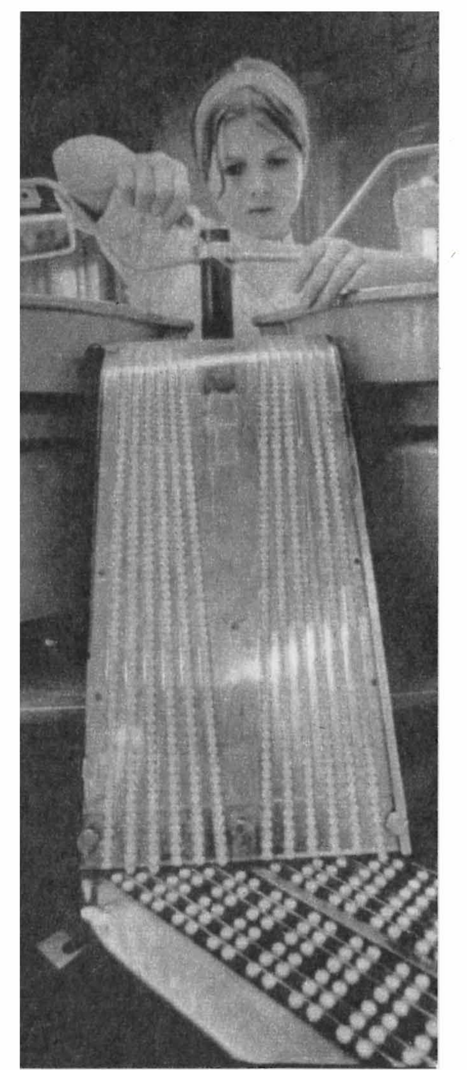
1. weiblicher Vorname, 2. Kunststoff, 3. Gesichtsfarbe, 4. erhöhter Tritt, 5. Fluß in Mittelasien, 6. deutscher Schulmusiker und Volksliedersammler, 7. Schwung, 8. weiblicher Vorname, 9. Sache, Gegenstand, 10. militärisch: Ersatztruppe, 11. nicht gesund, 12. Ansprache, 13. Wasserbecken, 14. zwei zusammengehörige Dinge, 15. Fluß in der Sowjetunion, 16. Schriftsteller der DDR, 17. brasilianische Hafenstadt, 18. Raubvogel, 19. Auswahl, Auslese, 20. Hausflur, 21. Stadt in Frankreich, 22. Roman von Anna Seghers, 23. Dorfwiese, 24. Trinkgefäß, 25. deutscher Komponist (1962 gest.), 26. Notruf auf See, 27. Turngerät, 28. Teil mancher Schiffe, 29. Fett, 30. spanischer Frauenname, 31. Geschütz, 32. französischer Opernkomponist, 33. Truppenunterkunft, 34. Wasserbüffel, 35. Anlehnung eines unbetonten Wortes an das vorausgehende, 36. männlicher Vorname, 37. moralischer Begriff, 38. Schiffsrippen, 39. Kurzwort für technisch begründete Arbeitsnorm, 40. belgischer Badeort, 41. Stadt in Frankreich, 42. Körperorgan, 43. Landschaftsform, 44. elastisches Gewebe, 45. deutscher Chemiker (1795 bis 1867), 46. französischer Schriftsteller (1866–1944), 47. Genossenschaftsform in der UdSSR, 48. chemische Verbindung, 49. Planet, 50. Lotterieanteil, 51. Nebenfluß der Wisla, 52. englisches Bier, 53. Haustier, 54. Kartenwerk, 55. Laubbaum (Mehrzahl), 56. Teilbetrag, 57. Getränk, 58. Vorhaben, 59. Holzmaß, 60. Rundgesang, 61. Fisch, 62. Fluß im Thüringer Wald, 63. Staatshaushalt, 64. selten, 65. Tintenfisch, 66. Kautschukprodukt, 67. westdeutsche Hafenstadt, 68. Stadt in Oberägypten, 69. kleine Ansiedlung, 70. See in Finnland, 71. griechische Küstenlandschaft, 72. männliche Stimmlage, 73. Sportkleidung, 74. Sternbild, 75. Umhang, 76. männlicher Vorname, 77. Gebirge in der Sowjetunion, 78. das Universum, 79. Schieferfelsen, 80. Meeresmuschelart, 81. Behältnis, 82. Bittermittel, 83. norwegischer Schriftsteller, 84. Fisch, 85. Hauptschlagader, 86. Nebenfluß der Seine, 87. chemisches Element, 88. Wieselart, 89. Zahl, 90. Gebietsteil der Indischen Union an der Westküste Vorderindiens.

Auflösung aus Nr. 9

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Pisa, 4. Willi Bredel, 11. Laut, 14. Aller, 15. Ionen, 16. Ente, 17. Geld, 18. Ring, 19. Ekel, 21. Erato, 25. See, 27. leer, 30. Eta, 31. Grat, 33. Ren, 35. Aar, 36. Reh, 38. Dein unbekannter Bruder, 38. Ast, 40. Elf, 41. Hel, 43. Cera, 45. TAN, 47. Sure, 49. Ade, 51. Range, 53. Rune, 55. Espe, 56. Name, 58. Test, 59. Greis, 60. Erker, 61. Elen, 62. Die Pruefung, 63. Eton. –

Senkrecht: 1. Preis, 2. Satte, 3. Ale, 4. Weg, 5. Irene, 6. Lade, 7. Banat, 8. Ebro, 9. Einer, 10. Log, 11. Lee, 12. Anker, 13. Talon, 20. Flausch, 22. Regatta, 23. Tarnung, 24. Sterlet, 26. Ebene, 28. Ernte, 29. Riesa, 31. Gleis, 32. Arber, 34. Elend, 35. Ana, 37. Huf, 41. Harfe, 42. Lunge, 44. Rossi, 46. Anshu, 48. Ulmen, 49. Abert, 50. Esten, 51. Reep, 52. Enif, 54. Ern, 55. Eid, 57. Erg, 58. Tee.





UNSER VATERLAND








In unserer Garnisonstadt DRESDEN

Gebieterisch bahnt das gellende Martinshorn dem Rettungswagen eine Gasse durch das Verkehrsgetümmel. Minuten, Sekunden oft entscheiden über Leben und Tod. Wird die ärztliche Hilfe noch rechtzeitig kommen?

Dr. A. beugt sich über den Kranken, den ein schwerer Herzanfall quält. Infarkt! Kalter Angstschweiß perlt auf der Haut des Gepeinigten, der zu ersticken glaubt und dessen Brust krampfartige Schmerzen durchfluten. Umsichtig trifft der Arzt seine Maßnahmen, die in erster Linie den Schmerz beseitigen und den Kreislauf verbessern. Dann wird der Patient zur Weiterbehandlung in das Krankenhaus transportiert. Eine Katastrophe konnte verhindert werden, weil der Arzt schon kurze Zeit nach Beginn der Herzattacke eingreifen konnte und weil ihm ein hochwertiges Medikament zur Verfügung stand, in diesem Falle ein Herzglykosid ...

Wir haben bei uns zum Beispiel die spinale Kinderlähmung und die Diphtherie überwunden, und die Tuberkulose wurde als Volksseuche ausgerottet. So sind andere Krankheiten weiter in den Vordergrund getreten, vor allem der Krebs und die Kreislauferkrankungen. In der DDR sind etwa vier Millionen Bürger herz- und kreislaufgefährdet. Schon im mittleren Lebensalter leidet etwa ein Drittel aller Menschen an Durchblutungsstörungen des Herzmuskels. Und die Herz-Kreislauf-Erkrankungen mit tödlichem Ausgang nehmen zu. Der Anteil dieser Todesursache liegt in unserer Republik bei 47,7 Prozent. Diese Entwicklung zeichnet sich in allen hochindustrialisierten Ländern ab. 1967 wurden mehr als 323 000 Fälle von Arbeitsunfähigkeit durch Erkrankungen des Herzens und des Kreislaufsystems registriert. 40 000 Patienten mußten stationär behandelt werden, und zwar im Durchschnitt 31 Tage. Es besteht kein Zweifel: Die Herz-Kreislauf-Erkrankungen übertreffen in ihrer Häufigkeit bei weitem den Krebs. Daß dieser Gefahr energisch begegnet wird, beweist der Staatsratsbeschluß zur Entwicklung der Forschung und Wissenschaftsorganisation in der Medizin. Eine umfassende Wissenschaftskonzeption beschäftigt sich ausschließlich mit der Bekämpfung der Herz-Kreislauf-Störungen. Unter der Leitung des Ministeriums für Gesundheitswesen vereinigen sich alle notwendigen Forschungskapazitäten.

Auch hier wird praktiziert, was der VIII. Parteitag der SED mit Nachdruck betonte: „Das Streben nach Gesundheit, Leistungsfähigkeit und Lebensfreude bis ins hohe Alter wird immer mehr zum Bestandteil einer von der ganzen Gesellschaft getragenen, vom sozialistischen Staat geförderten und vom Bürger selbst mitgestalteten Lebensweise."

Diesem großen humanistischen Anliegen entspricht die Forderung des Fünfjahrplans: „Die Produktion der pharmazeutischen Industrie, darunter besonders von Arzneimitteln, ist auf etwa 170 Prozent zu steigern. Besonders forciert sind hochwertige Arzneimittel gegen

Das neue Präparat ist hochwirksam, also ist auch der Staub, der bei seiner Weiterverarbeitung entsteht, hochwirksam.













Herz- und Kreislauferkrankungen, Zuckerkrankheit, Chemotherapeutika und Antibiotika gegen Infektions- und Geschwulstkrankheiten, Psychopharmaka sowie Diagnostika zu entwickeln und bereitzustellen. . . Die Produktion lebensrettender Pharmaka ist im Bezirk Dresden zu erweitern."
Das Kombinat VEB Arzneimittelwerk Dresden ist unser wichtigster Hersteller von Medikamenten zur Therapie der uns besonders bedrohenden Krankheiten. Seine Präparate, wie Curantyl, Faustan, Radepur, Maninil, Pryleugan, Contrykal, bewähren sich ausgezeichnet und sind im In- und Ausland längst ein Begriff. Neue hochwertige, spezifisch wirkende Arzneimittel vor allem gegen die gefürchteten Durchblutungsstörungen werden gegenwärtig in den modernen Forschungseinrichtungen des Kombinats entwickelt oder befinden sich bereits in der klinischen Erprobung. Sie schneller in die Produktion zu überführen und termingerecht in weitaus größeren Mengen zu erzeugen – das steht gerade in diesen Monaten nach dem VIII. Parteitag im Mittelpunkt der Diskussionen und Bemühungen aller Mitarbeiter des Kombinats. Sinnvollere Arbeitsorganisation, verbesserte Verfahren, konsequente Materialökonomie, wesentlich verringerte körperlich schwere Arbeit werden sehr dazu beitragen, schon mit den heutigen Anlagen bedeutend mehr zu produzieren. Für ihre Rationalisierung wird das Kombinat im Laufe der nächsten fünf Jahre allein 40 Prozent der Investitionsmittel anwenden.
Noch in diesem Jahr nehmen zwei weitere Produktionsstätten für neue synthetische Wirkstoffe und Herzglykoside den Betrieb auf und werden schon bald die Arzneimittelversorgung in wichtigen Positionen spürbar verbessern. Übrigens – beide Anlagen werden ausschließlich jungen Facharbeitern und Ingenieuren anvertraut, unter ihnen viele Reservisten. . .
Die weitreichenden Maßnahmen der Vorbeugung und Behandlung, auch viele international beachtete medizinische Erfolge der DDR – wie die Ausrottung der Tuberkulose als Volksseuche – stimmen uns optimistisch. Ebensosehr liegt es an jedes einzelnen Lebensgewohnheiten, ob der Arzt eingreifen muß oder ob es gar einmal zu spät ist. Wo der Genußmittelmißbrauch unterbunden ist, wo eine gesunde Ernährung zu Hause ist, wo körperliche Aktivität herrscht – da kann der Herzinfarkt kaum Fuß fassen.

Bernd Hojer

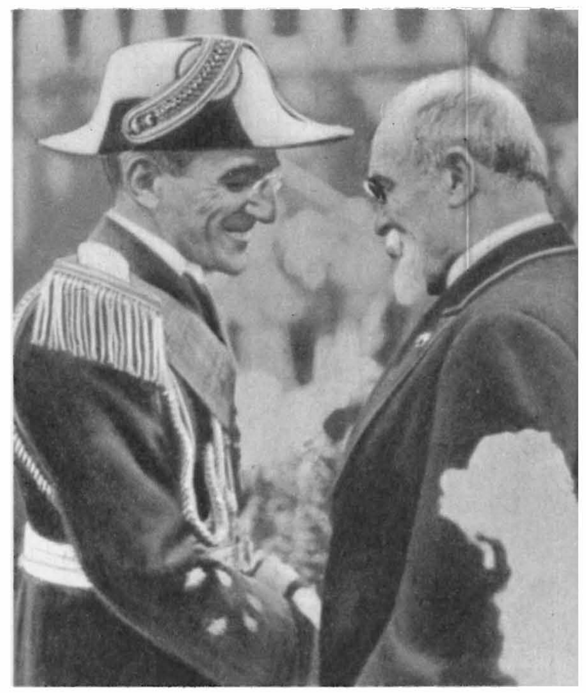
Der Mann, der am 1. Oktober 1934 in der französischen Stadt Marseille ein Attentat auf den jugoslawischen König Alexander und auf den französischen Außenminister Barthou verübte, hatte verschiedene Namen und verschiedene Papiere, die auf diese Namen lauteten, aber alle diese Papiere und Namen waren falsch. Er war weder Kroate noch Ungar, sondern Mazedonier und hieß in Wirklichkeit nicht Kalemen und nicht Vetitschko oder Wlado oder Tschernosemski, sondern Georgieff.

Der Arzt, Direktor des Polizeilaboratoriums in Marseille, erklärte als Zeuge vor Gericht, daß er auf den

J. C. Schwarz

Doppelmord in

von Säbelhieben zerschlagenen und von einer Freundeskugel durchlöcherten Leichnam des Attentäters neben vielen anderen Tätowierungen auch die Buchstaben V. M. R. O. mit einem Totenkopf fand. Das ist die Abkürzung für den mazedonischen Namen der Terrororganisation „Imro" oder „Innere Mazedonische Revolutionäre Organisation". Die Mitglieder der Imro unter der Führung eines gewissen Vanco Mihajlev hielten sich für Berufsrevolutionäre, die schon seit dem vorigen Jahrhundert für die Autonomie und Selbständigkeit des mazedonischen Volkes kämpften. Die imperialistischen Großmächte der Welt, allen voran die Großbourgeoisien Österreichs und Italiens, hatten vor dem ersten Weltkrieg Mazedonien viele Jahrzehnte lang unterdrückt und gegen die übrigen Balkanvölker aufzuputschen versucht, um hier, in diesem Südzipfel Europas, die Einigung in einer Völkerföderation zu verhindern. 1918, als durch einen Kompromiß der Bourgeoisie aus acht verschiedenen Balkanländern ein einheitlicher Staat als Königreich Jugoslawien „von oben" gegründet war, fühlten sich die Imroleute noch nicht selbständig genug, da von Belgrad aus regiert wurde. Sie begriffen im Unterschied zu den marxistischen Parteien nicht, daß es eine falsche Methode war, Politiker und Journalisten, die den Lebensinteressen der mazedonischen Bevölkerung im Wege standen und die Unterwerfung des Volkes betrieben, mit der Maschinenpistole umzulegen und aus dem Wege zu schaffen, denn es traten an die Stelle der Hingerichteten nur neue Volksfeinde, so wie man der Hydra nicht beikommen kann, indem man ihr einzelne Köpfe abschlägt. Sie verachteten jene, die, anstatt sich im Bombenlegen zu üben, auf



König Alexander I. von Jugoslawien (links) und der Außenminister Jean Louis Barthou kurz vor dem Attentat.

Der Attentäter wird nach seinem Schuß von dem Fahrer des Autos gepackt. Oberst Diolet schlägt mit dem Säbel auf den Mörder ein.



Marseille

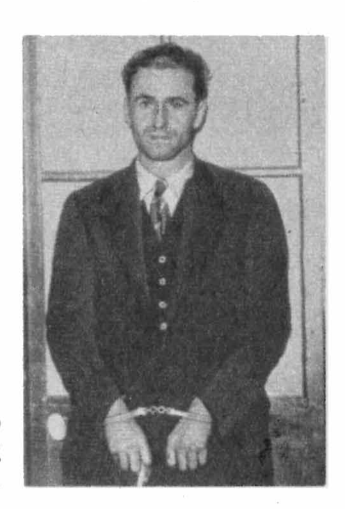
wissenschaftliche Weise die Gesetze der menschlichen Gesellschaft studierten. Die Unwissenheit der Imro-Leute ließ sie zuletzt zum Werkzeug des Faschismus werden, der auf solche närrischen oder verbrecherischen nationalistischen Abenteurer nur gewartet hatte.
1930 wurde in Jugoslawien von Dr. Pawelitsch, einem ehemaligen Abgeordneten, der eine radikale Rechtspartei führte und so etwas Ähnliches anstrebte wie Mussolini in Italien und Hitler in Deutschland, ein sich „Ustascha" nennender Geheimbund gegründet, eine Terrororganisation ähnlich der Imro. Italien gab zuerst Geld und Mittel, um mit diesem Hebel den einheitlichen Nationalitätenstaat Jugoslawien zu zertrümmern und die Rolle Italiens auf dem Balkan zu stärken. Schon ein Jahr später, 1931, verkaufte der Führer der Imro, Mihajlov, seine Organisation an die Ustascha. In dem ungarischen Landgut Janka Puszta an der Grenze zwischen Jugoslawien und Ungarn, das die Ustascha-Führer gepachtet hatten, wurden unter dem Schutz des faschistischen Horthy-Regimes ehemalige Imro-Leute zusammen mit den Ustascha-Spezialisten ausgebildet. Es wurde den Teilnehmern eingeschärft, daß sie gegen Kommunisten, Demokraten und linke Politiker zu kämpfen hatten, die es wagen sollten, sich gegen die „nationale Revolution", d. h. gegen den aufstrebenden Faschismus zur Wehr zu setzen. Man impfte diesen Terroristen die Meinung ein: Wenn erst Pawelitsch und Hitler die Herrschaft übernehmen, dann wird die Menschheit neue Ideallösungen ihrer gesellschaftlichen Probleme erleben.
Diese brüderliche Umarmung rechtsradikaler und faschistischer Mordbanditen war bereits 1929 im Hotel Adlon in Berlin erfolgt. Pawelitsch und noch einige Herren seiner Partei hatten dort eine Zusammenkunft mit Vertretern des Herrn Hitler. Es war auch ein Abgesandter Mihajlovs dabei und ein deutscher Offizier im Hauptmannsrang mit dem Decknamen „Peter", der dann plötzlich 1934 inoffiziell in Paris auftauchte und mit dem Militärattaché der deutschen Nazibotschaft in Paris zusammenarbeitete. Peters unmittelbarer Vorgesetzter in Paris hieß 1934 Hauptmann Hans Speidel, der spätere Nazi- und noch spätere Bundeswehrgeneral. Im Hotel Adlon in Berlin taten 1929 die Vertreter Hitlers und Pawelitschs so, als ob sie die Regierungsmacht bereits in Händen hätten. Sie berieten über eine Art Kapp-Putsch in Belgrad, um die kroatischen Faschisten an die Macht zu bringen. Die Hakenkreuzler wollten dieses Projekt auf jede nur erdenkliche Weise unterstützen, wofür sich als Gegenleistung die kroatischen Verschwörer verpflichteten, nach dem Sieg dem „Kampffond der NSDAP" drei Millionen Reichsmark zu überweisen. Diese Vereinbarung mit den Nazis war es, die Pawelitsch veranlaßte, nach seiner Rückkehr die Ustascha zu gründen, sich mit den Imro-Leuten zu vereinigen und die Mitglieder beider Gruppen in dem Lager Janka Puszta auszubilden, für den geplanten Staatsstreich in Belgrad.
In dieser Zeit, als Georgieff nach Janka Puszta kam, war er bereits der „beste Mann" Mihajlovs. Georgieff haßte König Alexander von Jugoslawien. Alexander hatte den Mazedoniern die Autonomie verweigert, mit Hilfe einer Militärdiktatur seine Herrschaft gefestigt und die Volksvertretungen ausgeschaltet. Georgieff hatte sich auch praktisch als Terrorist bewährt und bereits Proben seines

Talentes abgelegt. Er hatte an fünf politischen Morden teilgenommen oder sie allein ausgeführt, die Redaktion einer links gerichteten Zeitung in Belgrad in die Luft gesprengt und zweimal einen Minister-Expreß zum Entgleisen gebracht. Ihn umgab die Aureole eines Mannes, den ein Gericht in Sarajewo in Abwesenheit zum Tode verurteilt hatte. Die serbischen Behörden kannten ihn aber nicht genau, und sie hatten wenig Aussicht, ihn jemals zu erwischen, zumal Georgieff immer gefälschte Papiere hatte und niemals so hieß, wie sie glaubten. Als Ausbilder in Janka Puszta ließ er die Übungshandgranaten und die Bomben mit Zeitzündung auf Pappfiguren werfen, die den König Alexander, die Außenminister Barthou, Benesch (ČSR) und Titulescu (Rumänien) darstellten.

Das Geld für die Waffen und für die vielen falschen Pässe, die alle Terroristen hatten, stammte aus Deutschland, aus dem Fond der Hakenkreuzler, die es ihrerseits von den deutschen Industriellen bekamen. Die deutschen Industriellen taten so, als wollten sie den Balkanvölkern helfen, sich von der Vormundschaft König Alexanders zu befreien und zu dem gleichen Wohlstand zu gelangen wie das deutsche Volk. In Wirklichkeit wollten Mussolini und Hitler einen Umsturz, um die Bindung des Balkans an die westlichen Großmächte zu beseitigen und die Rohstoffe, die Menschen und den Raum dieses Landes für sich und für den bereits geplanten Eroberungsfeldzug gegen die Sowjetunion zu nutzen.

1933 hörten die in Janka Puszta Versammelten mit Vergnügen, daß ihr Freund Herr Hitler, dem sie so viel zu verdanken hatten, zur Macht gekommen war. Es war kein Wunder, daß Pawelitsch, Mihajlov und die anderen Führer nach einem großen Coup Ausschau hielten, der sie auf dem Balkan ebenfalls zur Macht bringen konnte. Die Mittel aus der NSDAP-Kasse standen jetzt, nach der Machtübernahme in Deutschland, noch reichlicher zur Verfügung als bisher. Besonders Herr Rosenberg als Leiter des „Außenpolitischen Amtes der NSDAP" hielt im Auftrag Hitlers enge Kontakte mit der Ustascha, denn hier lag die Chance, ohne einen einzigen Schuß deutscherseits den gesamten Balkan in die Hände zu bekommen. Zur Belohnung wurde dann auch während des Krieges unter der Nazibesetzung Herr Ante Pawelitsch als Ministerpräsident des Königreiches Kroatien eingesetzt. Aber noch war es nicht so weit. Es wurde nun ein dringend wichtiges Unternehmen, König Alexander von Jugoslawien aus dem Weg zu räumen, den sie als Pappfigur schon einigemal erschossen hatten. Er hielt den Balkan fest in der Hand, wenn auch gegen den Willen der Völker. Die Zeit war gekommen, sich der jahrelangen Subventionen aus Berlin würdig zu erweisen.

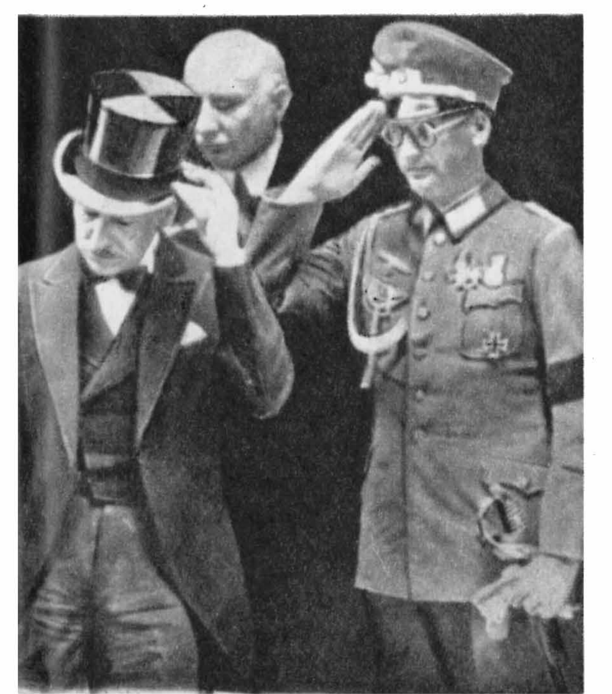
Eine der ersten Regierungstaten Hitlers ein Jahr zuvor im Oktober war der demonstrative Austritt aus dem Völkerbund, den eine gegen den Völkerbund gerichtete Hetzkampagne der Nazipresse begleitete. Hand in Hand mit dem Austritt aus dem Völkerbund ging die Nichtigkeitserklärung des Versailler Vertrages, was unter anderem bedeutete, daß Nazideutschland sich das Recht der Aufrüstung nahm und herausfordernd, noch für das Jahr 34/35 einen die Milliardengrenze erreichenden Militäretat beschloß. Zum heimlichen Vergnügen vieler bürgerlicher Politiker Europas begann Hitler vom ersten Augenblick seines Amtsantrittes an mit der Aufrüstung. Wer sein Buch „Mein Kampf" gelesen hatte und die Literatur des Nationalsozialismus kannte, wußte, was das bedeutete. Und den westlichen Kapitalisten war es nur recht, wenn der Expansionsdrang der Nazis sich nach Osten gegen die UdSSR wandte, deren Beispiel einer Arbeiter-und-Bauern-Macht ohne Kapitalisten und Ausbeuter vielleicht auch auf die englischen, französischen und amerikanischen Arbeiter ansteckend wirken konnte. Es gab damals nur *einen* bürgerlichen europäischen Politiker, der nicht vor den Nazis zurückwich und es ablehnte, Hitler durch



Sylvestre Malny, einer der Attentäter.

Zugeständnisse zu besänftigen und dessen antikommunistischen Tatendrang auszunutzen. Der französische Außenminister Barthou erkannte klar die Gefahr, die für ganz Europa heraufzog. Es war ein alter Mann, eigentlich ein Greis, über 70 Jahre alt. Er hatte viele Jahrzehnte lang die Geschicke seines Landes mitgelenkt, als konservativer Politiker und in verschiedenen Regierungsfunktionen, wobei er sich nie zu einer besonderen Liebe für die Sowjetunion hatte aufschwingen können. Aber jetzt, auf seine alten Tage, nachdem er Hitlerdeutschland beobachtet und das Buch Hitlers gelesen hatte, kam er zu dem Schluß, daß Europa vor dem drohenden Angriff nur durch ein System von Sicherheitsbündnissen gerettet werden konnte und daß in diesem System die Sowjetunion eine hervorragende Rolle zu spielen hatte. Ende Mai

1934 verband er sich auf der III. Abrüstungskonferenz in Genf mit dem sowjetischen Vertreter Litwinow, trat scharf gegen die Taktik des Zurückweichens Hitler gegenüber auf und legte einen Plan der Sicherheitsbündnisse vor, der darauf hinauslief, Nazideutschland politisch zu isolieren. Der große Erfolg seiner Rede, die klare Worte brachte anstelle der bisher üblichen diplomatischen Sprachvernebelungen und die die Lauen und Furchtsamen aufhorchen ließ, war für die Nazis und ihre Kumpane Grund genug, um ihn auf ihre Abschußliste zu setzen. Und Barthou redete nicht nur, er handelte auch und begab sich im Anschluß an die Abrüstungskonferenz in die bedrohten Länder, um mit den Regierungsoberhäuptern zu verhandeln. Barthou stand im Begriff, der große bürgerliche Gegenspieler Hitlers zu werden. Im Oktober wollte er sich mit König Alexander von Jugoslawien in Paris treffen und mit ihm den Anschluß des Balkans an das geplante Sicherheitssystem beraten, danach zu Mussolini nach Rom reisen, mit dem italienischen Diktator „Mißverständnisse" klären und Frieden schließen zwischen ihm und Jugoslawien, um den Duce auf die Seite der europäischen Bündnispakte zu ziehen. Damit aber wäre das Zustandekommen der von Hitler angestrebten faschistischen Achse Rom–Berlin erheblich behindert worden. Deshalb wurde in Berlin beschlossen, im Sinne alter bewährter Hakenkreuz-Praktiken einzugreifen. Ohnehin hatte Hitler im internen Kreis erklärt, daß es genüge, sechs europäische Politiker auszuschalten, um ohne einen einzigen Schuß ganz Europa zu besetzen. Dieser Ausspruch blieb nicht unbekannt.
Die Ustascha-Freunde Mijo Krajl, Raitsch, Pospischil und Georgieff wurden am 28. September von Janka Puszta aus nach München geschickt. Sie überschritten die deutsche Grenze mit gefälschten Pässen auf die Namen Malny, Nowak, Benesch und Kalemen und trafen sich in München im Café „Deutscher Kaiser" mit einem ihnen unbekannten Mann, der sich als Mitglied der Ustascha auswies und ihnen ein großes Paket mit deutschen, französischen und Schweizer Banknoten übergab. Der Unbekannte forderte sie auf, sich gut einzukleiden und nach Zürich zu fahren. Grundsätzlich sollten sie nur in den teuersten Hotels übernachten, sich regelmäßig rasieren, was bei ihnen nicht üblich war, und einen möglichst kultivierten Eindruck zu machen versuchen, so daß niemand auf den Gedanken kommen konnte, kroatische und mazedonische Terroristen aus dem Lager von Janka Puszta vor sich zu haben. Sie waren für eine große Aufgabe vorgesehen. Der Unbekannte war ein Mitarbeiter der deutschen Abwehr, ein Canaris-Agent, der auf Betreiben Rosenbergs nach München geschickt worden war. Es arbeitete bereits der Nazi-Führungsapparat an dem Projekt, für dessen Durchführung die Ustascha diese 4 Männer abkommandiert hatte. Während diese Männer erster Klasse nach Zürich fuhren und dort im besten Hotel Quartier nahmen, wobei sie sich in zwei Gruppen zu je zwei Mann bewegten – auch das ein Befehl des Unbekannten in München –, schickte Göring folgendes Telegramm an die deutsche Botschaft in Paris: „Geheim. An den Gehilfen des Militärattachés bei der deutschen Botschaft in Paris, Herrn Hauptmann Dr. Speidel, persönlich. In der Anlage übersende ich Ihnen 2 Erlasse des Führers und Reichskanzlers über das Unternehmen ‚Teutonenschwert' und die hierzu vom Forschungsamt meines Ministeriums ausgearbeiteten Durchführungsbestimmungen. Die Erlasse sind nach Kenntnisnahme sofort zu vernichten. Die Vernichtung ist zu bestätigen. Göring."
Die vier Männer lebten herrlich und in Freuden, solange sie Zeit hatten, acht Tage lang. Sie hatten die Bärte abgelegt, die sie in Janka Puszta und auf ihren Steckbriefen trugen, und sahen vorteilhaft aus wie gut situierte Geschäftsleute auf Reisen,

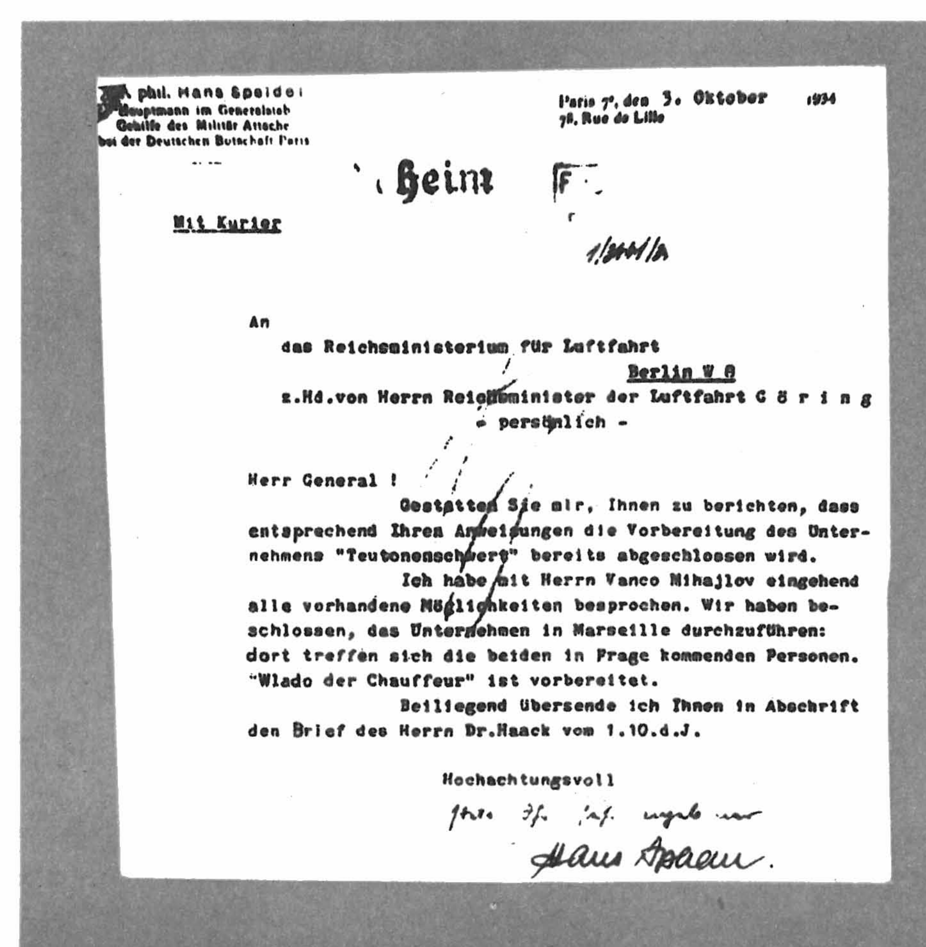




London 1958. Speidel als Befehlshaber der NATO-Landstreitkräfte in Mitteleuropa mit dem englischen Generalleutnant Sir Charles Coleman (rechts).
Paris 1934. In Uniform der Gehilfe des deutschen Militärattachés, Dr. Hans Speidel.

die mit ihrer äußeren Erscheinung ihren Kredit günstig beeinflussen wollen. Sie lebten in zwei Gruppen, Pospischil mit Raitsch und Georgieff mit Mijo Krajl. Die teuren Hotels, in denen sie wohnten, entsprachen der Bedeutung ihrer „geschäftlichen Transaktion". Sie sollten unter keinen Umständen arm wirken und an die mittellosen kroatischen Arbeiter erinnern, die damals überall in Europa anzutreffen waren und für ihre hungernden Familien daheim Geld sparten und die billigsten Zigaretten rauchten. Am europäischsten sah Mijo Krajl aus, man hätte ihn für einen Filmstar halten können, und er benahm sich auch so und sprach von oben herab zu den kleinen Beamten, wahrscheinlich hatte er schauspielerische Fähigkeiten. Deshalb bestimmte die Gruppe ihn dazu, den Koffer mit den Maschinenpistolen und Handgranaten, den sie in Zürich bekommen hatten, auf ihrem Weg nach Paris durch den französischen Zoll zu führen. Warum ihnen der Ustascha-Mann schon in Zürich und nicht erst in Frankreich die Waffen gegeben hatte, ließ darauf schließen, daß alle diese „Ustascha-Leute", mit denen die Gruppe in München, Zürich und Paris zu tun hatte, in Wirklichkeit deutsche Agenten waren, die die serbische und kroatische Sprache beherrschten. Da der „große Coup", für den die vier Männer bestimmt waren, in Frankreich stattfinden sollte, war es vorteilhaft, sie nicht erst in Frankreich zu bewaffnen, weil das möglicherweise im Fall einer Untersuchung Spuren bloßlegte, die zur deutschen Botschaft in Paris hätten führen können.

Inzwischen entfaltete Hauptmann Dr. Speidel nach Empfang der Göring-Depesche eine ungeheure Aktivität. Er arbeitete damals als „freier Mitarbeiter" für Canaris und wollte hauptamtlich in die Spionage-Abteilung aufgenommen werden, deshalb gab er sich besondere Mühe. Das Unternehmen „Teutonenschwert" sollte sein Gesellenstück werden. Den Durchführungsbestimmungen entsprechend, die den Führererlaß begleiteten, kam es vor allen Dingen darauf an, zu erfahren, in welcher Weise sich der Besuch König Alexanders in Frankreich und seine Begegnung mit Barthou abspielen sollte. Hauptmann Speidel hatte nach Art dieser Spionage-Bosse verschiedene Leute an der Hand. Einer dieser Unteragenten war der deutsche Spion Hans-Erich Haack, der seinerseits ein Netz von V-Leuten in der französischen Verwaltung unterhielt und sehr bald Speidel den genauen Verlauf des Königsbesuches mitteilen konnte. „Lieber Speidel. Auf Ihre Bitte teile ich Ihnen folgendes mit. Die offiziellen Feierlichkeiten anläßlich des Staatsbesuches finden in Paris statt. Zur Begrüßung in Marseille fahren Barthou und General Georges ab. Auf Grund des am 21. Mai 1932 vom Präsidenten unterzeichneten Dekrets ist die Suretè Nationale, und zwar Generalkontrolleur Sisteron, mit den Fragen der Ordnung und Sicherheit in Marseille beauftragt. Alexander



Dr. phil. Hans Speidel
Hauptmann im Generalstab
Gehilfe des Militär Attache
bei der Deutschen Botschaft Paris

Paris 7°, den 3. Oktober 1934
78, Rue de Lille

Geheim

Mit Kurier

An
das Reichsministerium für Luftfahrt
Berlin W 8
z.Hd.von Herrn Reichsminister der Luftfahrt G ö r i n g
- persönlich -

Herr General !

Gestatten Sie mir, Ihnen zu berichten, dass entsprechend Ihren Anweisungen die Vorbereitung des Unternehmens "Teutonenschwert" bereits abgeschlossen wird.

Ich habe mit Herrn Vanco Mihajlov eingehend alle vorhandene Möglichkeiten besprochen. Wir haben beschlossen, das Unternehmen in Marseille durchzuführen: dort treffen sich die beiden in Frage kommenden Personen. "Wlado der Chauffeur" ist vorbereitet.

Beiliegend übersende ich Ihnen in Abschrift den Brief des Herrn Dr.Haack vom 1.10.d.J.

Hochachtungsvoll

Hans Speidel.



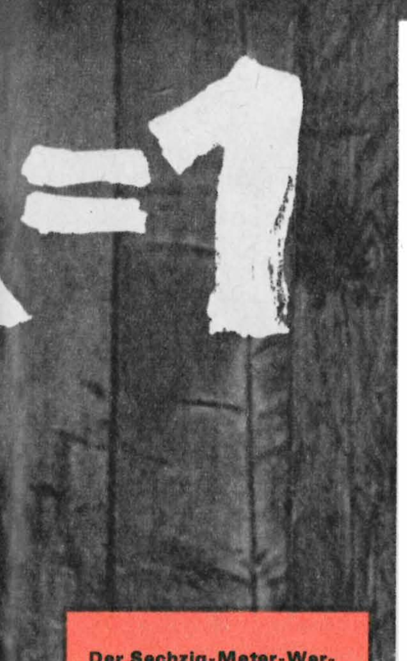
Die Aufbahrung Barthous in Marseille.

wird in Marseille von Bord gehen. Nach der Absolvierung der ersten Punkte des Protokolls fahren Alexander und seine Begleiter, Barthou und Georges, in einem offenen Wagen vom Alten Hafen zur Präfektur. Bei der Fahrt durch die Stadt passiert der Wagen die Hauptstraße von Marseille, La Canebière, und die Rue Saint Ferréol. Vor der Präfektur findet eine feierliche Zeremonie statt, und Alexander wird vom Volk gefeiert. Der Platz vor der Präfektur und die Rue Saint Ferréol werden von der Volksmenge dicht besetzt. Der für den Festzug vorgeschriebene Weg ist in Abschnitte eingeteilt, in denen fast ausschließlich die Ordnungspolizisten in einer Stärke von etwa 1 300 Mann für den Ordnungs- und Sicherheitsdienst eingesetzt werden. Während der Festzug langsam vorankommt, geht der Schutz der vom Wagen zurückgelegten Abschnitte vorwärts, um den Sicherheitsdienst in den nächsten Abschnitten zu stärken. Das Heer wird für den Ordnungsdienst nicht verwendet. Das vorgesehene Schutzgeleit auf Motorrädern wird, nach den Worten von de Laforcade, aufgehoben. Darüber setze ich Sie nachträglich in Kenntnis. Stets Ihr
gez. Hans Haack."
Seinerseits konnte Speidel an Göring berichten, wie weit der Stand der Dinge war.
Am 3. Oktober 1934 schrieb Speidel aus seinem Quartier in der „Rue de Lille" (siehe Faksimile): „Wlado der Chauffeur ist vorbereitet" – das hieß, Wlado Georgieff Kalemen war als Attentäter eingewiesen.
Die vier Männer waren zuversichtlich. Mijo Krajl war mit dem Waffenkoffer glänzend durch die französische Zollkontrolle gekommen, niemand hatte sich für seinen Koffer interessiert. Sie wohnten in den besten Hotels, im „Palais D'Orsay" und im Hotel „Regina" in der Rue de Rivoli, Übernachtungspreise zwischen 40 und 60 Francs. Da Georgieff als Chef der Gruppe galt, wartete im Empfangsraum des Hotels „Regina" ein an ihn gerichteter Brief mit der Botschaft, daß sie sich in einem bestimmten Café in einer bestimmten Straße zu einem bestimmten Zeitpunkt einzufinden hätten. Es war bereits der 5. Oktober, die Zeit drängte. In dem bezeichneten Café trafen sie einen eleganten Mann. Es war derselbe „Peter", der im Berliner Hotel „Adlon" dabeigewesen war. Hier in Paris befand er sich in Begleitung einer bildschönen blonden Frau, die ihnen als „Maria" vorgestellt wurde. Peter sagte, nachdem er sich zu erkennen gegeben hatte:
„Meine Herren, ich freue mich, Sie zu sehen, wir warten schon ungeduldig auf Ihr Eintreffen in Frankreich. Ich erkläre Ihnen jetzt den Plan. Hören Sie gut zu. Die Herren Georgieff und Mijo Krajl fahren am 7. Oktober morgens mit unserem Wagen nach Marseille. Der Wagen wird von einem zuverlässigen Kraftfahrer und Mitglied der Ustascha gefahren. Die anderen beiden Herren halten sich in Versailles zur Verfügung, falls in Marseille etwas schief gehen sollte. Bevor ich jedoch mit den Einzelheiten beginne, möchte ich Ihnen etwas Allgemeines sagen. Falls es zu einer gerichtlichen Verhandlung kommt, ist die gesamte Schuld auf die Herren Dr. Pawelitsch und Kwaternik abzuwälzen. Beide Führer der Ustascha werden sich nach Italien begeben und unter den Schutz des italienischen Führers stellen. Ist das klar? Dr. Pawelitsch und Kwaternik haben selbst diese Anweisung herausgegeben, es ist ein Befehl. Und nun zu den Einzelheiten."
Er begann, den Plan auseinanderzusetzen. Es war alles glänzend vorbereitet, mit äußerster Genauigkeit.
Am 9. Oktober nachmittags säumten um 16 Uhr die Massen die Straße zwischen dem Alten Hafen und der Präfektur, und besonders auf dem Börsenplatz, einige hundert Meter hinter dem Hafen, hatten sie sich dicht gedrängt versammelt, um den

Fortsetzung auf Seite 81



Wieviel Schweiß und Mühe stecken hinter diesen Zahlen! Die Leistungen jedes Soldaten sind auf der großen „Jugendobjekt"-Tafel verewigt.



Keine Angst, liebe Leser, Sie sollen heute nicht algebraische Gleichungen lösen, wenn auch Zahlen in unserem Beitrag eine besondere Rolle spielen. Wir wollen Ihnen auch keine chemischen Verbindungen erläutern, obwohl bei unserem Thema ganz bestimmte Verbindungen und das Zusammenfließen vieler Kräfte wichtig sind.
Mathe und Chemie also nicht. Sondern? – Sport! Hinter der etwas geheimnisvollen Titel-Formel verbergen sich physische Ausbildung, militärische Körperertüchtigung, die Kampf- und Gefechtsbereitschaft der Soldaten also. K + K = 1, das heißt: Kraft und Kondition ergeben die Note Eins im Militärischen Mehrkampf.
Na und, ist da etwas Besonderes dran?
Für den einzelnen, den gut Durchtrainierten, sicherlich nicht. Aber das ist schon außergewöhnlich: Alle Truppenteile der Grenztruppen sollen die Eins schaffen, das ist die Aufgabe des Jugendobjekts „Kraft und Kondition".
Der Soldat hat die Eins, wenn das arithmetische Mittel seiner Noten in den 5 Disziplinen des Militärischen Mehrkampfes unter 1,5 liegt, und die Note des Truppenteils wiederum wird errechnet als Durchschnittsnote der Mittelwerte aller Soldaten.
Also doch komplizierte Mathematik?
Ganz ohne geht's natürlich nicht. Aber wichtiger ist, was die vielen Zahlen ausdrücken: Die Überzeugung, daß der Soldat ohne Kraft und Kondition seine Aufgaben nicht erfüllen kann, die Bereitschaft, regelmäßig und fleißig zu trainieren.
Beim Truppenteil Pabst begann die „Einser"-Bewegung der Grenztruppen. Die schafften die Bestnote nämlich schon 1970. Leutnant Päpke war da noch Offiziersschüler. „Wenn auf Sportkonferenzen von diesem Vorbild gesprochen wurde, war ich immer ein bißchen skep-

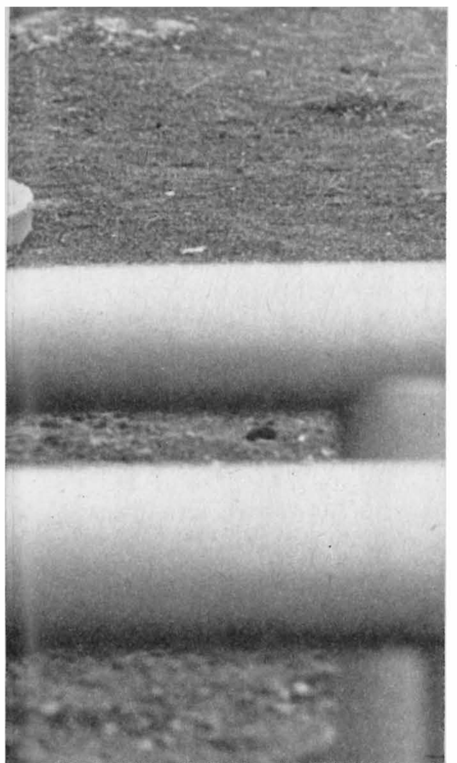
Der Sechzig-Meter-Werfer Soldat Peter Liebchen. Eine tolle Leistung. Schon an den für die Eins notwendigen 48 Metern scheitern nicht wenige. Beim Nahkampf wird die technische Ausführung von Abwehrgriffen und des Hüftwurfes bewertet.







tisch, und nicht bloß ich. Ein ganzer Truppenteil die Note Eins? Und das bei der Grenze! Das ist doch kaum drin." Seit Herbst 1970 ist er selbst bei Pabst. Da konnte er erleben, und auch selbst mithelfen, daß viel „drin" ist, wenn die richtigen Verbindungen hergestellt werden.
Die Einheit Otto, hier ist Wolfgang Päpke Zugführer und FDJ-Sekretär, ist eine Grenzkompanie wie viele andere. Ständiger Schichtdienst füllt den 24-Stunden-Tag, plötzliche Grenzalarme können den schönsten Freizeitplan durcheinanderwirbeln. Da ist ein organisierter Sportbetrieb wirklich kompliziert. Aber sie haben die richtige Formel gefunden, obwohl sie keine Chemiker sind. Sie lautet: Kompanieführung, Sportgruppenleitung und FDJ-Organisation ziehen in Sachen Sport und speziell Militärischer Mehrkampf an einem Strang.
Hier sind die Kronzeugen. Kompaniechef Major Otto: „In unserem Wochendienstplan stehen nicht bloß die geforderten 2 Stunden militärische Körperertüchtigung, noch einmal 2 Stunden werden für den Freizeitsport eingeplant. Es ist dann natürlich die Sache der Sport- und FDJ-Organisation, daß diese Zeit auch intensiv genutzt wird.
Was organisieren wir noch? An den ersten drei Tagen werden die ‚Neulinge' getestet, damit wir an Hand ihres Leistungsstandes ein differenziertes Training organisieren können. Monatlich überprüfen wir die Normen, und an unserer großen Wandtafel kann dann jeder seinen Stand und seine Entwicklung ablesen."
Leiter der Sportgruppe ist Hauptmann Siegfried Liebsch. Schon die Tatsache, daß er Stellvertreter des Kompaniechefs ist, garantiert die enge Zusammenarbeit der sportlichen und dienstlichen Leitung.
„Ohne die wird nichts im Sport. Unser Chef weiß das auch. Seit er hier ist, wird konsequent und systematisch gearbeitet, auch im Sport. Unsere MKE-Eins ist nun schon seit drei Ausbildungshalbjahren Tradition. Was aber nicht heißt, daß wir sie aus dem Ärmel schütteln. Wenn wir nur einen Monat nachlassen, schaffen wir es nicht. Und einspurig nur in Richtung ‚Jugendobjekt' fahren können wir auch nicht, der Sport muß möglichst vielseitig sein, er soll doch auch Freude machen. Wir halten es deshalb so: Am Anfang der Sportstunde intensives Kraft- und Ausdauertraining, dann Volley- oder Fußball."
Der Dritte im (Sport-)Bunde ist Leutnant Päpke, der ehemals so Skeptische, jetzt FDJ-Sekretär. „Unsere Sache ist es vor allem, eine echte Atmosphäre zu entwickeln, die Bereitschaft zum Training, die Freude am Sport. Die ‚Neuen' machen wir mit den Traditionen bekannt. In allen Versammlungen der Grundorganisation und der Gruppen wird konkret über das Jugendobjekt gesprochen. Wer muß in welcher Disziplin noch mehr trainieren, wer kann dabei helfen? Na, und daß wir, die FDJ-Leitung, Vorbild sein müssen, darüber sprechen wir gar nicht. Moment, mal durchgehen... Nein, es gibt keinen



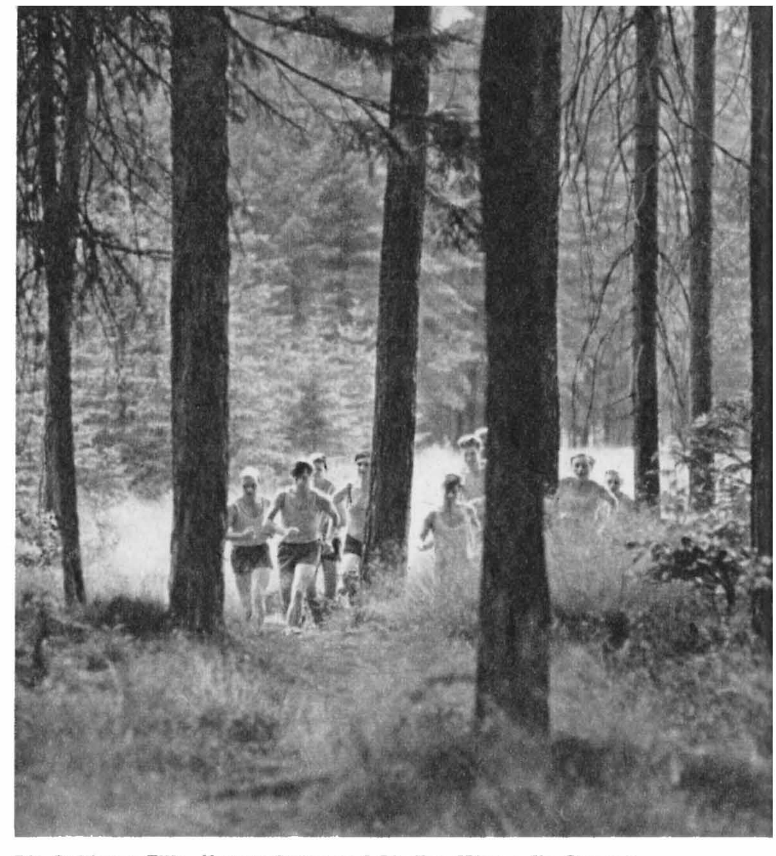


„Achtung, los!" ...
... nach hundert Metern und acht Hindernissen Schutzmaske auf ...
... und im Sprint zur Ausgangsstellung zurück. 2:10 Minuten das ist die Norm für die Eins.

bei uns, der nicht die Eins schafft."
Einen seiner Leitungs-Freunde lernen wir kennen: Unteroffizier Wolfgang Schönfelder. Auf den ersten Blick wirkt er nicht wie ein Athlet. Aber er ist wirklich ein toller Bursche, Vorbild in jeder Beziehung. Seine Auszeichnungen sprechen für sich: Dreimal das Bestenabzeichen – und das bekommt man im Truppenteil Pabst nur, wenn man auch im Militärischen Mehrkampf die Note Eins hat –, die Schützenschnur, das Sportabzeichen, ist ja klar, zweimal das Militärsportabzeichen. Im Militärischen Mehrkampf steht seine Gruppe auf der Eins. „Nur das Handgranatenwerfen... 48 Meter sind ein schöner ‚Kanten'. Aber wir haben uns schon auf die Zwei hochgekämpft. Vorige Woche hatte unser Zug die 6. Handgranatenübung zu absolvieren. Das heißt: Bekämpfung eines Zieles mit der Panzerhandgranate aus 20 Meter Entfernung. Alle haben getroffen, auch der Weigelt. Bei der Ausbildung war er nicht dabei gewesen, da



ist er von sich aus gekommen, ob er nicht noch mal trainieren könnte. Die richtige Einstellung macht eben viel aus."
Wie steht es denn damit? Sind die Soldaten in der Kompanie Otto überzeugt, daß sie die Eins brauchen, auch für ihren Grenzdienst, oder meinen sie: Wozu die „Ackerei"? Dazu gibt es hier ziemlich eindeutige Meinungen: „Acht Stunden und oft länger bergauf, bergab, dabei konzentriert beobachten, das geht nicht ohne Kraft und Ausdauer." „Zwei Mann sind an der Grenze auf sich allein gestellt, ein Schwächling kann da, wenn es drauf ankommt, nicht handeln." Und ein Witzbold meint: „Nach dem Ausgang den Berg hier hoch zum Objekt, da zahlt sich das Training aus, um pünktlich zu sein." Soldat Peter Liebchen hat einen Einwand bereit: „Eigentlich machen wir doch in den acht Stunden Grenzdienst Ausdauertraining genug." Na schön, er hat viel Freizeittraining nicht nötig. Die Eins ist für den ehemaligen aktiven Leichtathleten kein Problem. 2:52 min im 1000-m-Lauf, 1:36 min für die Hindernisbahn, 14 Klimmzüge und 60 Meter mit der Übungshandgranate – das sind alles glatte Einsen.
Neben ihm sitzt Zille, nicht der Pinsel-Heinrich, sondern Soldat Jürgen Zille. Er ist nicht viel schwächer, nur beim Handgranatenwerfen fehlen ihm ein paar Meter. Könnte das Wurf-As Liebchen da nicht ein bißchen helfen? „Ich habe den Liebchen schon mal gefragt, wie er das macht, 60 Meter und so?" Na, Meister Zille, ihr könntet ja mal gemeinsam üben. Zille–Liebchen wäre nicht das erste Trainingskollektiv in der Kompanie Otto.
Da sind zum Beispiel Soldat Bley und der Gefreite Müller. Bley schafft auch über 50 Meter, aber Müller... Im Klimmziehen und beim 1000-m-Lauf ist er prima, aber beim Handgranatenwerfen „stellt er sich an wie eine Oma", meint Unteroffizier Schönfelder. 34 Meter hat er neulich erreicht. Das ist nicht toll. Aber dank Bleys Technik-Training hat er sich damit immerhin schon um 11 Meter verbessert. Die Eins wird er beim Handgranatenwerfen wohl kaum schaffen, aber er gibt sich alle Mühe, so nahe wie möglich an seine Leistungsgrenze zu kommen. Und darauf kommt's doch an.
Soldat Roger Zierke hat jetzt die Zwei geschafft, das ist für ihn ein schöner Erfolg. „Mechaniker bin ich, Sport habe ich früher kaum getrieben. Ich ahnte ja nicht, was bei der Armee von mir verlangt wird. In der Ausbildungseinheit hatte ich manchmal die Schn... restlos voll, da dachte ich, das schaffst du nie. Erst hier in der Kompanie habe ich mitgekriegt, was man durch systematisches Training erreichen kann. Fünfzehn Kilo habe ich schon abgenommen, mein Bauch ist verschwunden, und ich fühle mich wesentlich wohler als früher." Im 1000-m-Laufen hat er sich um eine halbe Minute verbessert, neun Klimmzüge – elf sind die Eins – macht er jetzt, statt fünf am Anfang, und die Handgranate wirft er schon bis zur 45-Meter-Marke, während er zuerst gerade 36 Meter schaffte.
In diesen Tagen geht nun das Ausbildungsjahr zu Ende. Da wird abgerechnet, auch im „Jugendobjekt Kraft und Kondition". Die Mathematiker kommen wieder zu Wort, um Trainingsfleiß und Leistungsstand der Soldaten in Zahlen umzurechnen. Ich bin mir ziemlich sicher, in der Kompanie Otto werden sich alle Sport-Zahlen auf eine einzige reduzieren: die Eins. *Günther Wirth*



Die Soldaten Zille, Kretzschmar und Challas führen die Gruppe beim Trainings-Waldlauf an. 1000 Meter auf gerader Strecke müssen sie in 3:15 min bewältigen, um die Note Eins zu erhalten.

Doppelmord in Marseille

Fortsetzung von Seite 75

jugoslawischen König zu begrüßen. Darunter auch einige Kroaten. Denn gerade auf dem Börsenplatz, als der offene Wagen mit dem König und Barthou im Schritt heranfuhr und der König nach allen Seiten grüßte, ertönten aus dem Publikum Rufe: „Nieder mit Alexander!" Das gab einen kleinen Tumult, der die Aufmerksamkeit der den Zug begleitenden französischen Polizisten auf sich zog, denn die Anhänger des Königs fingen an, sich mit seinen Gegnern zu raufen, eine interessante Nuance des von Speidel ausgearbeiteten Planes, die zugleich bedeutete, daß für Georgieff der Zeitpunkt gekommen war. Er sollte auf dem Börsenplatz, die Ablenkung der Polizisten ausnutzend, in Aktion treten, während Mijo Krajl etwas zurückblieb und ihm Feuerschutz geben sollte. Und was für einen Feuerschutz, wie man gleich sehen sollte!

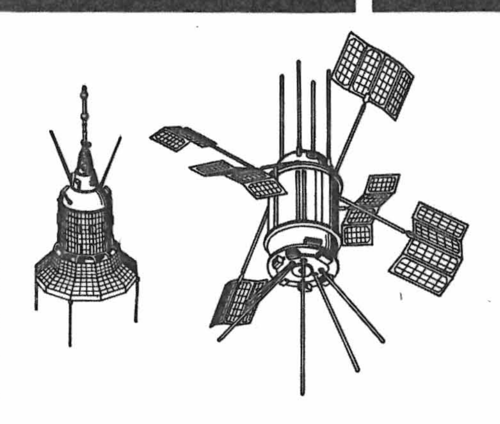
Georgieff drängte sich nach vorn, was nicht schwer war, da er ein kräftiger Mann war, und gab einen einzelnen Schuß ab. Ehe sich die Polizisten noch von ihrem Erstaunen darüber erholt hatten, daß die kroatischen Schreier einen bewaffneten Exponenten ausschickten, hatte er das im Schritt fahrende Auto erreicht, schwang sich auf das Trittbrett und entleerte das Magazin seiner Maschinenpistole, die er bis dahin unter seinem Staubmantel verborgen hatte, auf Alexander und den neben ihm sitzenden Barthou. In der Tasche hatte er noch zwei Handgranaten, die er geworfen hätte, wenn der Angriff mißglückt wäre. Aber es gelang; Alexander sank blutüberströmt zusammen, der alte Barthou starb kurze Zeit danach im Krankenhaus.

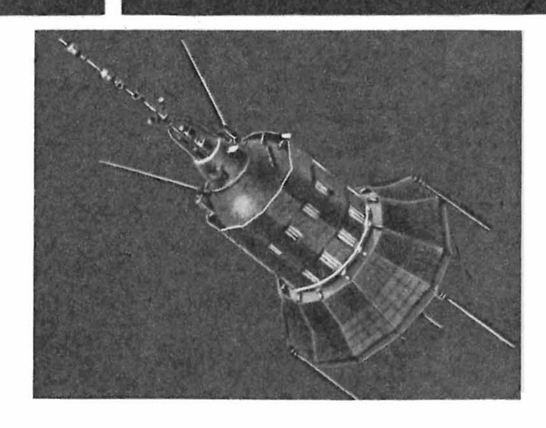
Eine ungeheure Erregung brach aus, die Menschen stürzten sich auf das Auto des Königs, das stehengeblieben war, und auf Georgieff. In diesem Augenblick geschahen gleichzeitig zwei Dinge: Mija Krajl führte einen Sonderauftrag aus und streckte Georgieff mit einem gezielten Schuß nieder. Der französische Polizeioberst Piolet, der als erster die Überraschung überwunden hatte, sprengte in dem Moment auf seinem Pferd heran und schlug mit seinem Säbel auf den Kopf des bereits tödlich getroffenen Georgieff ein. Wäre Alexander lebend entkommen, so wäre Pospischil in Versailles dasselbe zugestoßen wie Georgieff in Marseille, denn Raitsch hätte ihn sofort nach der Tat erschossen, eine ausgeklügelte Art von „Feuerschutz", deren Ziel es war, die polizeiliche Vernehmung unmöglich zu machen, da Tote bekanntlich nicht reden können.

Mijo Krajl verließ sofort Marseille. Aber er, Pospischil und Raitsch, alle drei wurden von der französischen Polizei festgenommen. Sie hatten in Cafés etwas zu laut kroatisch gesprochen. Ihre französischen Papiere stimmten nicht und wurden rasch als Fälschungen erkannt. Sie versuchten, zu leugnen, aber die französische Abwehr war klüger als sie. Schließlich begannen sie, unter dem Druck des Verhörs, einen Teil der Wahrheit zu enthüllen, nämlich den Teil, der sich auf die Befehle von Kwaternik und Pawelitsch bezog. Das französische Gericht war froh, daß Italien die Auslieferung dieser beiden in Turin verhafteten Terroristenführer verweigerte, die man nun ohne Gefahr diplomatischer Verwicklungen mit Nazideutschland in Abwesenheit zum Tode verurteilen konnte. Die drei festgenommenen Mittäter wurden in Aix-en-Province zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt; eine Strafe, die sie aber nur solange abzusitzen brauchten, bis die Nazi-Wehrmacht Frankreich besetzte. Niemals wurde Pawelitsch und Kwaternik ein Haar gekrümmt, sie starben im Bett viele Jahre später. Den anderen Teil der Wahrheit, der etwas mit Hauptmann Speidel und einem Erlaß Hitlers zu tun hatte, behielten Kraijl, Pospischil und Raitsch für sich.

Freilich war dem Präsidenten des Gerichts von Aix-en-Province, das gegen die drei Mittäter verhandelte, vom Quai D'Orsay aus Paris ein Wink zugekommen, jede politische Ausweitung des Prozesses, die Hitler unangenehm sein könnte, zu verhindern; denn im Quai D'Orsay saß nicht mehr Barthou, der einzige europäische Staatsmann, der es gewagt hatte, Hitler unangenehm zu sein, sondern Pierre Laval, der dann nach dem zweiten Weltkrieg als Verräter und Kollaborateur von den Franzosen gerichtet und erschossen wurde. So verlief alles im Sande, die Hintergründe des Attentats von Marseille wurden damals nie öffentlich geklärt. Auf dem Kranz, den Göring am Grabe Alexanders in Belgrad niederlegte, standen die heuchlerischen Worte: „Ihrem einstigen heroischen Gegner in schmerzlicher Ergriffenheit. Die deutsche Wehrmacht." Nun, man kann sagen, Hitler und die deutsche Wehrmacht hatten in Barthou einen noch viel gefährlicheren Gegner aus dem Wege geräumt. Sie gewannen Zeit, denn nun saßen in den westlichen Regierungen nurmehr Männer wie Daladier und Chamberlain, die sich besonders klug dünkten, wenn sie insgeheim Hitlers schleichende Aggression billigten und ermunterten, um ihn als antikommunistischen Rammbock verwenden zu können. Dieses Doppelspiel dauerte bis 1939 und kostete dann die Völker der Welt 32 Millionen Tote.

ARMEE-RUNDSCHAU 10/1971 — TYPENBLATT — RAUMFLUGKÖRPER





Strahlungsmeßsatellit ELEKTRON (UdSSR)

Technische Daten:

Verwendung	Strahlungsmeßsatellit
Körper-durchmesser	1,2 m
Körperlänge	1,9 bzw. 2,3 m
Umlaufmasse	600 ... 800 kg

durchschnittliche Bahndaten (abgerundet):

Bahnneigung	61°
Umlaufzeit	2h50m bzw. 22h
Perigäum	405 bzw. 460 km
Apogäum	7100 bzw. 67000 km
erster Start	30. 1. 1964
bisher gestartet	4 (Stand Sept. 1971)

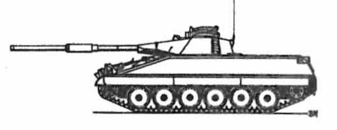
Die Satelliten des Typs Elektron dienten der Untersuchung der Strahlungsgürtel der Erde. Zur genauen Untersuchung wurden jeweils zwei Satelliten unterschiedlicher Konstruktion mit einer gemeinsamen Trägerrakete gestartet, von denen jeweils einer eine niedrigere, der andere eine hohe, stark exzentrische Bahn beschrieb.

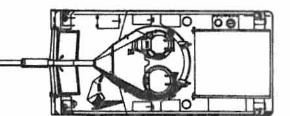
ARMEE-RUNDSCHAU 10/1971 — TYPENBLATT — PANZERFAHRZEUGE

Panzer IKV 91 (Schweden)

Taktisch-technische Daten:

Masse	15 t
Länge	6,40 m
Breite	3,20 m
Höhe	2,41 m
Fahrbereich	600 km
Höchst-geschwindigk.	Land 67 km/h Wasser 8 km/h
Überschreit-fähigkeit	1,7 m
Motor	6-Zyl.-Volvo-Pentra, 330 PS bei 1400 U/min
Bewaffnung	1 × 90-mm-Kanone; 1 × 7,62-mm-MG (Blende); 1 × 7,62-mm-Fla-MG
Besatzung	4 Mann

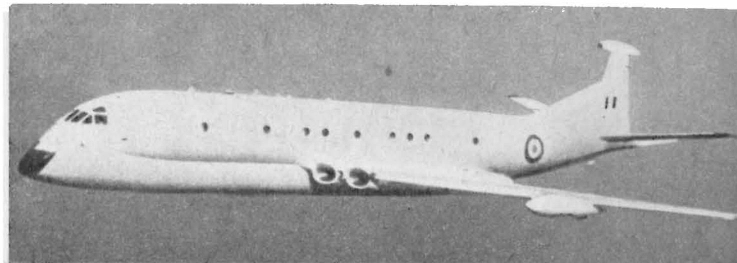




Der IKV-91 (Infantrikanonvagn) soll die älteren IKV-105 ablösen und 1972 Serienreife erreichen. Er ist in erster Linie zur Feuerunterstützung der Infanterie gedacht. Doppelte Seitenwände sollen einen guten Splitter- und Panzerschutz bieten. Der Wasserantrieb erfolgt über die Ketten.

ARMEE-RUNDSCHAU 10/1971 | TYPENBLATT | FLUGZEUGE

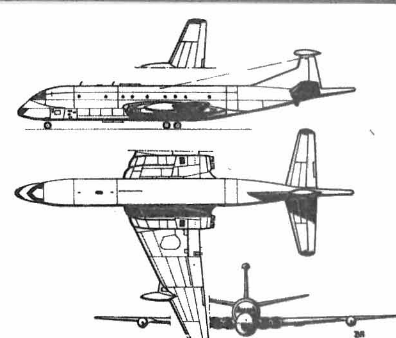
Hawker-Siddeley „Nimrod" MR.Mk.I (England)



Taktisch-technische Daten:

Spannweite	35,00 m
Länge	38,63 m
Höhe	9,01 m
Startmasse maximal	72 500–77 000 kg
Höchstgeschwind.	848 km/h in 10 000 m Höhe
Reichweite	4 220 km
Patrouillendauer mit 2 Triebwerken	12–14 Std.
Gipfelhöhe	12 000 m
Triebwerk	4 Turb. Rolls-Royce, RB 168-20 „Spey", je 5210 kp Schub
Ausrüstung	Suchradar ASV21D im Bug, MAD im Heck, ECM auf der Seitenflosse; Suchscheinwerfer; verschiedene Waffen zur Bekämpfung von U-Booten; Lenkwaffen an Unterflügelstationen; Aufklärungsrüstsatz: 2 × F-135 und 1 × F-126-Kamera sowie Blitzlichtbomben
Besatzung	11 Mann

Die „Nimrod" wurde aus dem Passagierflugzeug Comet 4 C entwickelt. Sie soll die veraltete Avro „Shackleton" ablösen und zur Jagd und Bekämpfung von U-Booten eingesetzt werden. Auch die Hochseeaufklärung und Überwachung gegnerischer Überwasserschiffe gehören zum Aufgabenbereich.



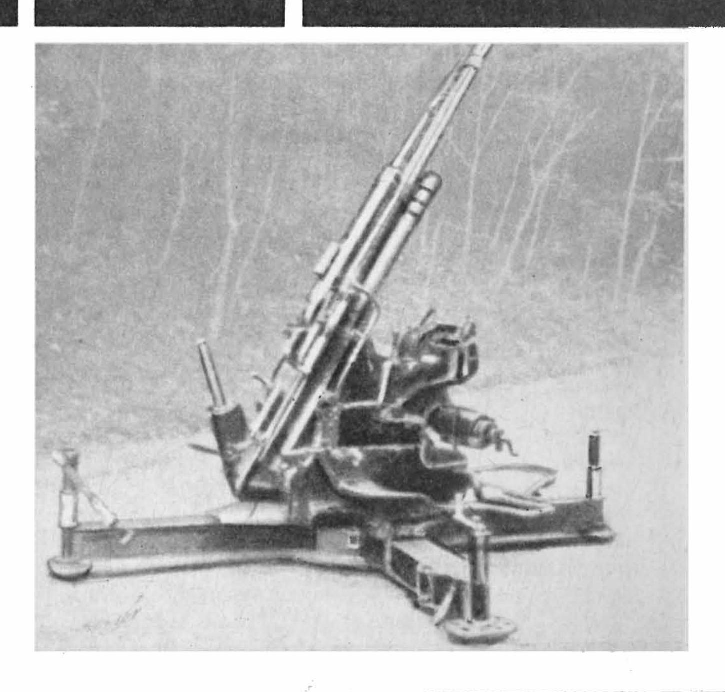
ARMEE-RUNDSCHAU 10/1971 | TYPENBLATT | ARTILLERIEWAFFEN

47-mm-Flak „Škoda" (ČSR)

Taktisch-technische Daten:

Kaliber	47 mm
Masse in Marschlage	1 670 kg
Masse der Sprenggranate	1,5 kg
Masse der Patrone	2,95 kg
Masse der Panzersprenggranate	1,56 kg
Masse der Patrone	3,15 kg
Richtbereich Seite	360°
Richtbereich Höhe	—7 bis +85°
Feuergeschwindigkeit	40 Schuß/min
Schußweite vertikal	7 300 m
Bedienung	5 Mann

Das Geschütz besaß einen halbautomatischen Verschluß, es mußte also jeder Schuß mit der Hand geladen und abgefeuert werden. Die Lafette bestand aus vier Auslegern mit einem Bodenring. In Marschlage konnte mit einer Vierradprotze die Geschwindigkeit von 60 km/h erreicht werden. Die Waffe wurde in den meisten Fällen ortsfest sowie zur Panzerbekämpfung eingesetzt. Die Geschosse durchschlugen Panzerungen von mehr als 30 mm Stärke.

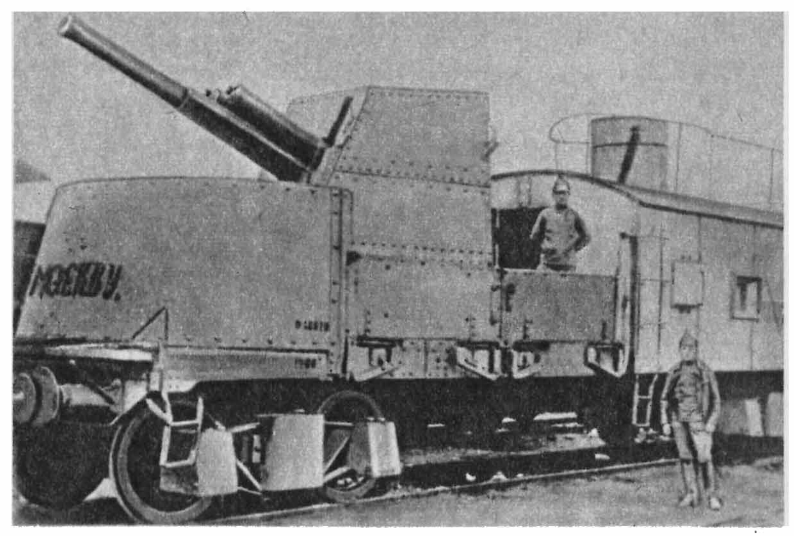


Als Partisan und Rotarmist

kämpfte Genosse Hans Manhart,
österreichischer Sozialist und Eisenbahningenieur,
in den Jahren 1918–1922 an der fernöstlichen Front.
Er baute und kommandierte Panzerzüge.
Er half als General der Roten Armee,
Koltschak und Semjonow, tschechische und japanische konterrevolutionäre Verbände zu schlagen.
Erinnerungen an jene Zeit schrieb er vor Jahren auf.
Johanna Manhart, die Frau des 1965 in der DDR verstorbenen Genossen,
stellte sie uns zur Verfügung.
Wir veröffentlichen daraus zwei kurze Episoden.

In den Hinterhalt gelockt

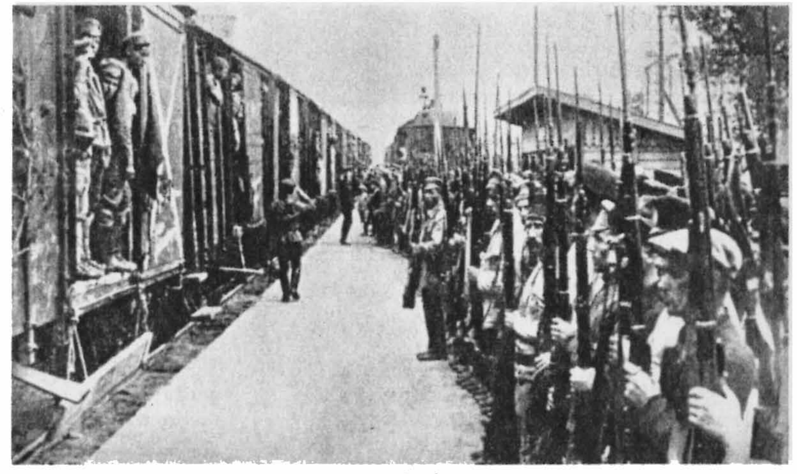
Im Oktober 1919 floh ich aus der von den Japanern besetzten Stadt Blagowestschensk. Als ehemaliger Kriegsgefangener hatte ich in einer japanischen Garnisonsgarage gearbeitet. Ich hatte einen Ausweis der Japaner und konnte mich frei in der Stadt bewegen. Dadurch gelang es mir, mit einem Personenauto in die Taiga zu fliehen und mich zu den Partisanen durchzuschlagen. Sie freuten sich, daß ich vier Gewehre und Munition mitbrachte. Auf Grund meiner militärischen Erfahrungen wurde ich zum Kommandeur einer 200 Mann starken Gruppe bestimmt. Unsere Hauptaufgabe war es, jede Bewegung der feindlichen Truppen auf den Straßen, Flüssen und auf der Eisenbahn möglichst zu unterbinden. Waffen, Sprengmaterial und auch Kleidung mußten wir uns bei den Japanern holen. So war es zwar etwas sonderbar, aber nicht erstaunlich, daß die meisten Partisanen japanische Uniformen trugen.
Immer mehr Bauern kamen zu uns und kämpften mit uns. Das machte den Kampf der Partisanen immer erfolgreicher.
Eines Tages schickten wir einige Bauern, unter ihnen zwei Frauen, zum Stab der Interventen. Sie sollten dem Feind Informationen über die Stärke und die Lage von Partisaneneinheiten bringen, falsche natürlich. Es klappte, die Japaner glaubten den Bauern und marschierten genau in unseren gut vorbereiteten Hinterhalt. Die Spitze der feindlichen Abteilung bildeten etwa 50 Weißkosaken zu Pferde. Ihnen folgten zwei Kompanien Kosaken zu Fuß mit vier Maschinengewehren.
Am Schluß kam in einigem Abstand eine japanische Infanterie-Kompanie mit zwei Maschinengewehren und zwei Gebirgsgeschützen. Im Ganzen war die Truppe etwa 300 Mann stark.
Da der Feind uns nach den Angaben der Bauern viel tiefer in der Taiga vermutete, wurde er durch unseren Angriff völlig überrascht. Mit Minen, Handgranaten und Maschinengewehren brachten wir ihm in wenigen Sekunden große Verluste bei. Unter den konterrevolutionären Soldaten brach eine Panik aus. Wohin sie sich auch wandten, überall liefen sie auf Minen oder in das Feuer unserer Gewehre. Etwa 180 Tote und Verwundete ließ der Feind auf dem Kampffeld zurück, während wir lediglich sechs Verwundete hatten.....



Mit diesem Panzerzug wollte Denikin nach Moskau. Daraus wurde nichts. Von der Roten Armee erobert, diente der Zug der Verteidigung der Revolution.

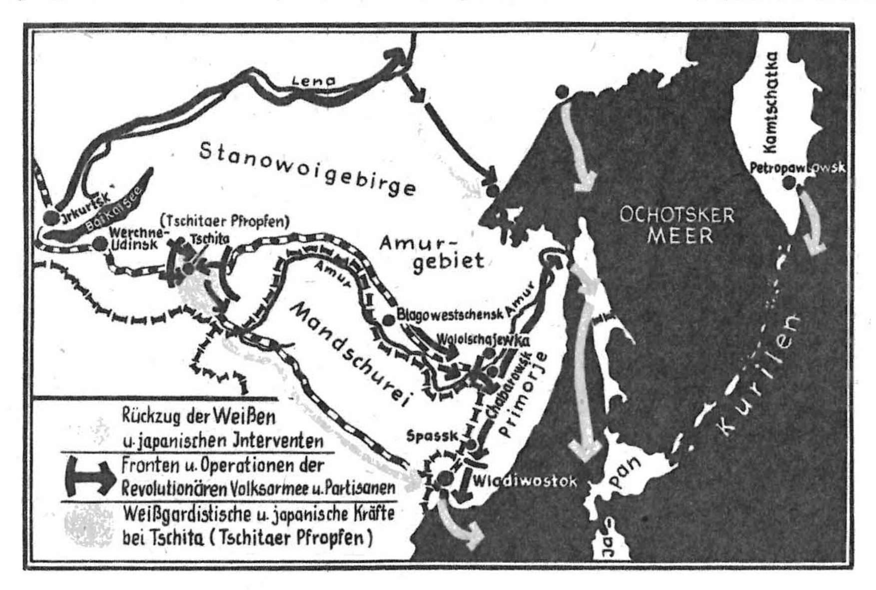
Mit Panzerzügen gegen die Weißen

Nach dem Einzug der Partisanen in Blagoweschtschensk wurde die Amurfront gegen den „Tschitaer Pfropfen" gebildet. Zur Verstärkung unserer Kampfkraft begannen wir, Panzerzüge zu bauen. Da ich Ingenieur war, wurde ich dabei der „Konstruktions-Chef". Ich bekam dann auch das Kommando unseres ersten Panzerzuges übertragen. Er hatte eine große Feuerstärke und trug wesentlich zur Liquidierung der konterrevolutionären Truppen an der West-Amur-Front bei. Inzwischen war an der Westfront unser zweiter Panzerzug eingetroffen, und wir erhielten dadurch auf der Transsibirischen Eisenbahnlinie das Übergewicht. Innerhalb weniger Wochen gelang es uns, fünf Panzerzüge der Semjonowbanden zu erbeuten. Wie das geschah, möchte ich kurz schildern. Die Hauptstärke unserer Züge bestand in der Panzerung, besonders der Lokomotiven. Die feindlichen Maschinen dagegen waren schlecht geschützt. Unser Feuer richteten wir immer auf den Kessel. Dadurch verlor der Zug seine Manövrierfähigkeit. Dann fuhren wir dicht an ihn heran. Auf unserem ersten Waggon, einem



Appell vor der Abfahrt der kommunistischen Kämpfer an die Front.

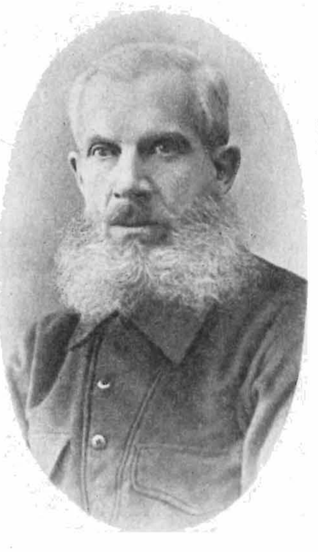
Plattformwagen mit Eisenbahnmaterial, saß ein russischer Arbeiter, Alexej Michailow, der äußerst geschickt mit einer von uns erfundenen Spezialvorrichtung blitzschnell den feindlichen Zug an unseren ankoppelte.
Auf diese Weise erbeuteten wir den „Grausamen", den „Unbarmherzigen", den „Schrecklichen", den „Blutigen" und den „Zerstörer". Trotz ihrer wilden Namen, die uns keine Angst einflößten, mußten sie unserem siegreichen Panzerzug folgen, so fügsam wie der Ochse am Nasenring. Nur Semjonows „Ataman" fingen wir nicht. Er ließ sich vorsichtshalber auf keinen Kampf ein und verbarg sich in einem Tunnel. Später floh Semjonow mit dem „Ataman" in die Mandschurei.
Ende 1921 waren die Japaner von Chabarowsk aus wieder bis Wolotschajewka vorgedrungen. Sie gruben sich dort ein und schufen sehr starke Befestigungen. Am 10. und 11. Februar 1922 bereitete unsere Artillerie den Sturm auf die japanische Stellung vor. Gegen den Wolotschajewsker Hügel, der in vier hintereinander gelegenen Schützengräben verteidigt wurde, griffen wir mit unseren fünf Panzerzügen, die ich befehligte, an. Wir waren sehr beweglich, weil die Eisenbahn dort vier Geleise hatte. Wir feuerten über 48 Stunden lang aus 20 Geschützen. Am 12. Februar morgens begann dann der Sturm. Mit zwei Panzerzügen, die außer mit 15- und 10,5-cm-Geschützen auch noch mit 52-mm-Schnellfeuerwaffen ausgerüstet waren, fuhr ich bis an den Punkt, wo die japanische Stellung die Eisenbahn kreuzte. Von hier konnten wir die feindliche Stellung von der Seite einsehen. Wir beschossen jetzt die Hügelbefestigungen von rechts und die übrigen Panzerzüge feuerten von links. Tanks und Infanterie eroberten im Sturm das Zentrum, das die Japaner für uneinnehmbar gehalten hatten.



Wie der „Tschitaer Pfropfen" gezogen wurde

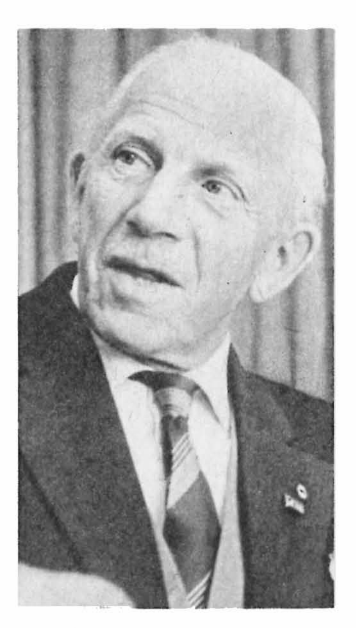
Nach Jahren harter Kämpfe hatte die Sowjetmacht im Jahre 1920 an fast allen Fronten die Truppen der Konterrevolution und der imperialistischen Eindringlinge geschlagen. Nur in einigen Gebieten des Fernen Ostens standen noch militärische Verbände der Weißen (Reste der Koltschak-Armee und Banden des Atamans Semjonow) und der Interventen. Gegen sie kämpften die Revolutionäre Volksarmee der im April 1920 in Werchne-Udinsk proklamierten Fernöstlichen Republik und Partisanen-Einheiten. Die Hauptkräfte der Konterrevolution lagen bei Tschita (östl. vom Baikalsee) und an der Bahnlinie Chabarowsk-Wladiwostok. Im Oktober 1920 zogen sich die Japaner aus Tschita in das Primorje zurück. Die Amurfront der Revolutionären Volksarmee ging sofort in die Offensive und zerschlug den „Tschitaer Pfropfen", der die Fernöstliche Republik in zwei Teile getrennt hatte. Die Reste der Weißen flohen in die Mandschurei. Im Jahre 1922 siegte die Sowjetmacht endgültig auch im Fernen Osten. Im Februar wurden Wolotschajewka und Chabarowsk befreit, im Oktober schließlich Spassk und Wladiwostok.

Hans Manhart als Sowjetbürger 1942 in der fernöstlichen Stadt Magadan . . .



Stationen eines bewegten Lebens

1896 in Wien geboren, 1913 Mitglied der sozialdemokratischen Jugendbewegung Österreichs, nach Absolvierung eines polytechnischen Instituts Ingenieur – eine glatte Entwicklung. Aber dann beginnt der Krieg. Hans Manhart wird Soldat und 1916 russischer Kriegsgefangener. Nach vielen vergeblichen Fluchtversuchen, die ihn durch halb Rußland führen, landet er Anfang 1917 im Bergwerk bei Irkutsk. Die Gespräche mit den Mithäftlingen, verbannten Bolschewisten, bestimmen seinen weiteren Weg. Mit der 176. Petrograder Arbeiterkampfgruppe stürmt er im Oktober das Winterpalais. Als Wachposten im Smolny, dem Sitz der Sowjetregierung, lernt er Lenin persönlich kennen. Aber die Sowjetmacht wird noch bedroht durch Konterrevolution und Interventen. Hans geht zurück nach Balagansk bei Irkutsk. Hier wird er in die Partei aufgenommen. An den Fronten des Fernen Ostens kämpft er, bis 1922 die letzten Eindringlinge geschlagen sind. Genosse Manhart hat die Sowjetmacht mit erkämpft, er hat dafür aus der Hand des legendären Kommandeurs der Roten Armee W. K. Blücher den Rotbannerorden erhalten, er ist Bürger dieses Landes und seiner Kommunistischen Partei geworden. Nun will er auch mithelfen, das Land, die Wirtschaft aufzubauen. Er arbeitet in der Auto- und Traktorenindustrie, nimmt an der Montage von Kraftwerken teil, ist während des großen Vaterländischen Krieges in Rüstungsbetrieben tätig.
1958 kommt er mit seiner Frau Johanna und den drei Kindern in die DDR. Bis zu seinem Tode im Jahre 1965 arbeitet Hans Manhart als Ingenieur und Abteilungsleiter im VEB Gaswerk Lichtenberg.



. . . und zwanzig Jahre später in der DDR.



AUS UNSEREM JAHRESTAGSKALENDER:

10. November: Tag der sowjetischen Miliz

19. November: Tag der sowjetischen Raketentruppen und Artillerie

29. November: 30. Jahrestag der Ermordung der Komsomolzin und Partisanin Soja Kosmodemjanskaja durch Hitlerfaschisten

Annexionen im Persischen Golf

Nach einem Bericht der Beiruter Zeitung „An Nahar" hat der Iran die strategisch wichtige Insel Abu Musa besetzt und beabsichtigt, noch einige weitere Inseln im Persischen Golf zu annektieren. Damit will sich der Iran Einfluß in diesem Gebiet sichern, bevor Ende des Jahres voraussichtlich die britischen Truppen aus den neun sogenannten Vertragsstaaten am Golf abziehen.

Kampferfolge der RSV

Mehr als 3600 Dörfer mit über drei Millionen Bewohnern konnten innerhalb von zwei Jahren durch die Streitkräfte der Republik Südvietnam dem Zugriff des Saigoner Regimes entzogen werden. Es entstanden Tausende befestigter Kampfdörfer, die den amerikanischen und Saigoner Truppen bei ihren „Befriedungs"-aktionen erfolgreich Widerstand leisten. In den Provinzhauptstädten und anderen vom Feind noch kontrollierten Gebieten zerschlugen die Befreiungskämpfer mit Unterstützung der Bevölkerung im gleichen Zeitraum mehr als 400 paramilitärische Sondereinheiten, die 200000 Mann umfaßten. Allein im ersten Halbjahr 1971 setzten sie weiterhin 151000 gegnerische Soldaten und Offiziere außer Gefecht.

Personalmangel

Weil den Luftstreitkräften Malaysias vierzig Prozent der notwendigen Piloten fehlen, kann ein Teil ihrer insgesamt dreißig Kampfflugzeuge mit Strahltriebwerken gegenwärtig nicht eingesetzt werden, gab das malayische Verteidigungsministerium in Kuala Lumpur bekannt. Trotzdem ist vorgesehen, in den nächsten Jahren achtzehn Mirage-Überschalljagdbomber von Frankreich zu kaufen.

Wehrpflicht für Frauen

Der Aggressorstaat Israel ist das einzige Land auf der Erde, in dem eine generelle Wehrpflicht für Frauen besteht. Das entsprechende Gesetz verpflichtet alle Frauen von 18–26 Jahren zwanzig Monate und alle Männer im Alter von 18–29 Jahren drei Jahre aktiv zu dienen. Weiterhin müssen die Frauen bis 36 Jahre und die Männer bis 55 Jahre jährlich bis zu einem Monat Reservistenwehrdienst leisten und werden darüber hinaus allwöchentlich in der Freizeit militärisch gedrillt. Die israelische Armee verfügt über etwa 400 Kampfflugzeuge sowie über mehr als 1300 Panzer; in ihr dienen zur Zeit 3500 Söldner aus 12 Staaten, einschließlich den USA.

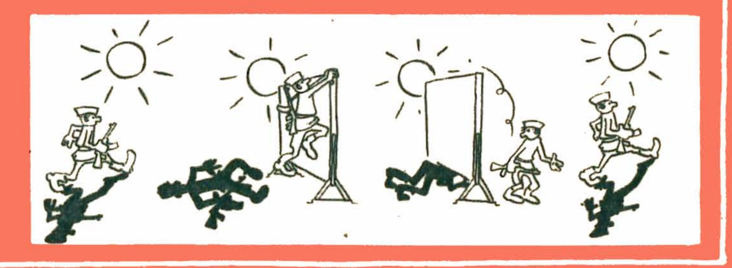


Soldatenhumor aus „Sowjetski woin", Moskau, und „Československý voják", Prag



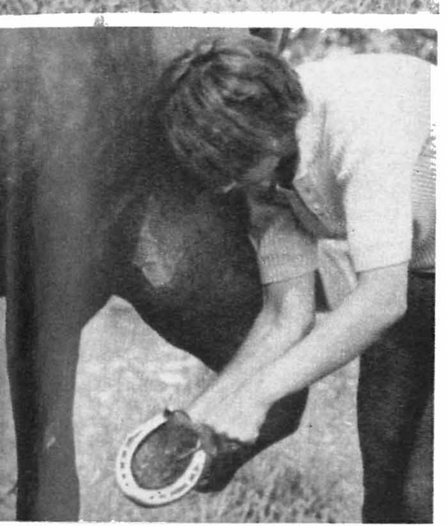
„Schwarze Leoparden" ziehen ab

Wie der thailändische Ministerpräsident Kittikachorn ankündigte, soll die 12000 Mann starke „Schwarze-Leoparden-Division" bis Februar 1972 aus Südvietnam zurückgezogen werden. Als Begründung dafür wurden „Unruhen im eigenen Land" angegeben. Thailand hatte bisher mit dieser Division nach Südkorea das stärkste nichtamerikanische ausländische Söldnerkontingent gestellt. Darüber hinaus beteiligte es sich mit einem sogenannten Freiwilligenkorps von 8000 Mann an der USA-Aggression gegen Kambodscha und entsandte neben ebensolchen „Freiwilligen" fünfzehn reguläre Bataillone nach Laos. In Thailand selbst stehen etwa 70000 bis 100000 amerikanische Soldaten.





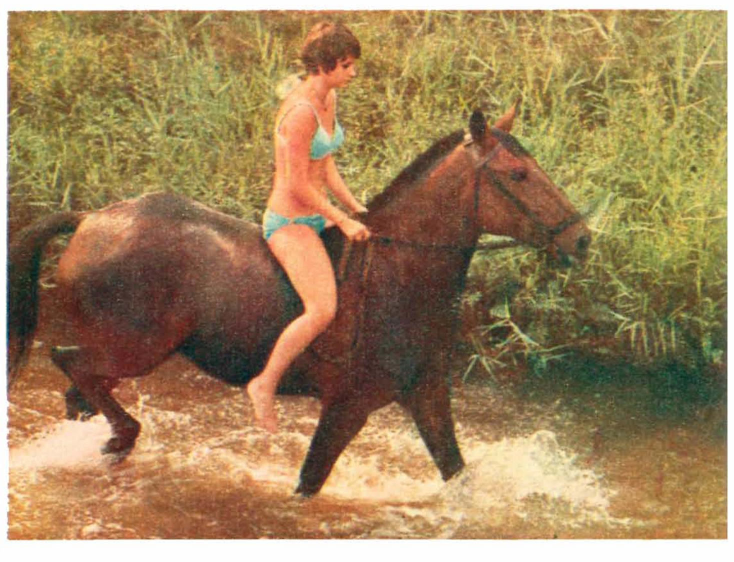


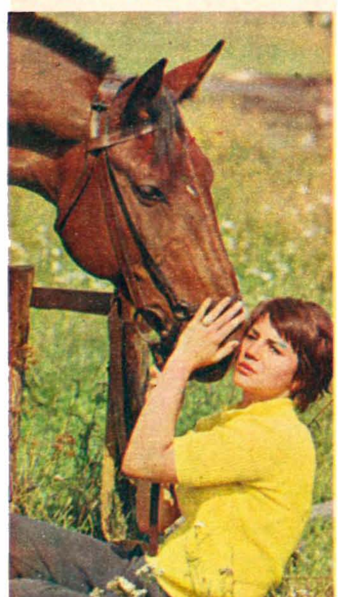




jungen Pferden



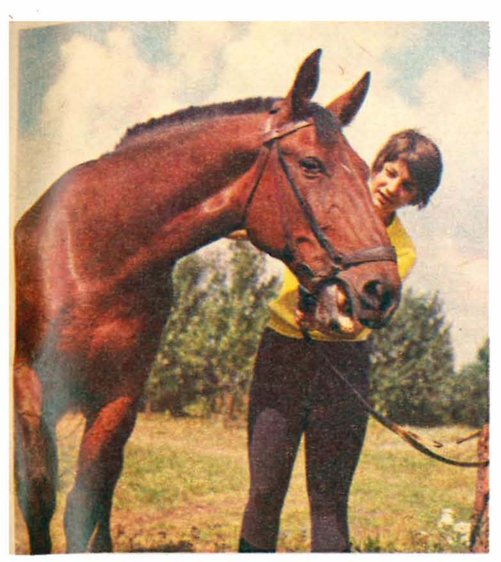




Wenn ich mit geblähten Nüstern
vor der letzten Hürde scheu,
brauchst du nur diskret zu flüstern,
und ich schwör' dir ewge Treu."



Karikaturen: Paul Klimpke



Sicher führt die schöne Stolze
ihren Rappen in den Bach,
und im nahen Unterholze
werden leise Zweifel wach.



„Gern ließ ich mir Zucker geben,
doch: wer weiß! Am Ende hing
ich vielleicht fürs ganze Leben
rettungslos am Trensenring.

Und nach Mondschein und Gitarre,
Streicheln, Schmeicheln und Geschmus
hat sie mich an der Kandare!"
– Und das ist der Pferdefuß!

H. Krause



HEFT 10
OKTOBER 1971
PREIS 1 MARK

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Oberstleutnant Karl-Heinz Freitag · Anschrift: 1055 Berlin, Postfach 7986 · Telefon: 53 07 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst W. G. Radtschenko und Oberstleutnant E. A. Udowitschenko, Moskau; Oberstleutnant A. Kołodziejczyk, Warschau; Oberst J. Schaulow, Sofia; Major J. Červený, Prag; Major R. Kutas, Budapest; Oberstleutnant I. Capet, Bukarest · Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1055 Berlin, Postfach 6943 Erscheint monatlich, Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Bezugsmöglichkeiten: In der DDR über die Deutsche Post und den Buch- und Zeitschriftenvertrieb, 102 Berlin, Rungestraße 20 – in den sozialistischen Ländern über den jeweiligen Postzeitungsvertrieb – in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel und die Firma Deutscher Buch-Export und -Import GmbH, DDR – 701 Leipzig, Leninstraße 16 – in Westdeutschland und Westberlin über den örtlichen Buchhandel und die Firma Buch-Export und -Import GmbH, DDR – 701 Leipzig, Leninstraße 16 · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG Werbung Berlin, Berlin – Hauptstadt der DDR – und alle DEWAG-Betriebe und -Zweigstellen in den Bezirken der DDR. Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Gesamtherstellung: INTERDRUCK III/18/97 Gestaltung: Horst Scheffler
DAMW
Die Redaktion wurde am 1. 11. 1966 mit der Verdienstmedaille der NVA in Gold ausgezeichnet.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 5. 8. 1971

Fotos: Gebauer (13), S. 16, 17, 33, 60, 61, 90, 91, 92, 93; Uhlenhut (4), S. 40, 41, 43, 65; Udowitschenko (1), Titel; Fröbus (1), S. 2; Spisla (27), S. 4, 5, 6, 7, 8, 9, 52, 53, 54, 55, 56, 57; Klamann (1), S. 16, 17; Nowosti (1), S. 18, 19; ZB/Schurig (1), S. 24; Pullwitt (5), S. 25, 26, 27; ZB/Gahlbeck (1), S. 27; ZB (10), S. 26, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 85; Labik (6), S. 30, 31, 32; Hein (1), S. 34, 35; Archiv (9), S. 35, 58, 59, 65; Šlapák (1), S. 35; Bersch (1), S. 48, 49; Viata militară (4), S. 62, 63; Körner (6), S. 64, 65; Böhmert (1), S. 64; Fiebig (1), S. 64; Dargelis (2), S. 69; Bach (8), S. 76, 77, 78, 79, 80: Backmann (3), S. 82, 83; Zorn (1), S. 82; Raddatz (1), Rücktitel. ZLB/L 422/69, S. 26; ZLB/L 238/69, S. 27.

Seit August 1970 gehört sie zum Schauspielensemble des Deutschen Fernsehfunks Berlin. Ihrer Heimatbühne, dem Dresdner Staatstheater, blieb sie treu und gastiert weiter in zwei der zahlreichen Rollen, die ihr während fünf Spielzeiten Erfolge brachten. 26 Vorstellungen im Monat, dazu literarisch-musikalische Programme, Kabarett- und Chansonabende in der „Herkuleskeule" gleichen kaum einer „Blumenpflege". Renate Blume jedoch bekam's gut. Poetisch ausgedrückt: Sie ist voll erblüht! Kurzer Rückblick: Nachdem sich „Blümchen" in Göhrendorf bei Halle in Laienspiel- und Volkstanzgruppen bewährte, kam sie zwölfjährig nach Dresden, besuchte das Palucca-Kinderballett, wollte Tänzerin werden, liebäugelte mit dem Theater der Jungen Generation, legte nach dem Abitur die

Renate Blume





Aufnahmeprüfung ab und absolvierte ihr Schauspielstudium in Berlin. Bereits im ersten Studienhalbjahr sahen sie Millionen Zuschauer als Rita im „Geteilten Himmel". Es folgten „Die gefrorenen Blitze" und als erste Fernsehrolle die „Tanja" nach Arbusows Bühnenstück. Eine neue große Aufgabe bringt ihr der vierteilige Fernsehfilm „Die Bilder des Zeugen Schattmann". Als Esther gerät sie in die antifaschistische Widerstandsbewegung, wird Gefährtin des Malers Schattmann und endet im Vernichtungslager Auschwitz. Viel, so sagt sie, trägt Autor Peter Edel bei, Schicksale einer nicht erlebten Vergangenheit nachzuempfinden und zu gestalten. Der nächste Film, Arbeitstitel „Romanze", wird Renate in einer Gegenwartsgeschichte als junge Schauspielerin zeigen. Zeitstücke, Hineinwachsen in lebensnahe Frauenrollen, auch ein Musical, wünscht sie sich. Keinesfalls missen möchte sie zum „Aufladen" den Bühnen-Publikumskontakt. Missen auch nicht ihre Segelleidenschaft: als „Fockaffe" oder Steuermann in jeder möglichen Freistunde über den Zeuthener See zu kreuzen!

Helga Heine



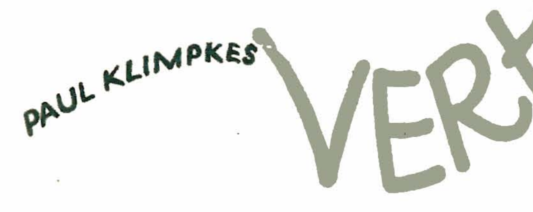
„Was versteht man eigentlich unter ‚Blindgänger'?"



„Und achte immer darauf, daß du nicht zum Schießen aussiehst!"



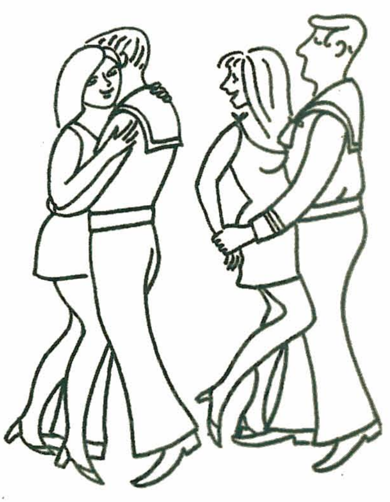
„Und nachher bekommst du einen Korb für deine Blumen!"



PAUL KLIMPKES' VERHÄLTNISSE



„Keine besonderen Vorkommnisse!"



„Bei den Jung's kommt sicher ein Ferienplatz an der See heraus!"
„Ja, oder ein Krippenplatz!"



Index 31036